Zeitschrift: Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot
Band: - (1869)

Artikel: Vermischte Geschichten
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-655011

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 01.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Des Hinkenden Boten Neujahresgruß.

Als Botengruß bring ich Euch heut'
Ein simples **A B C**;
Wie es sich gab, zu Lehr und Freud',
So gut ich es versteh'.
Bescheidenheit, du selt'ne Maid,
Du rar geword'ne Tugend,
Wie ziert doch stets dein einfach Kleid,
Wo du noch giltst, die Jugend!
Charakter hilft als fester Stab,
Durch's schwanke Leben hin;
Doch schlipft er von der Klugheit ab,
Ist er nur Eigensinn.
Demuth ist unsre erste Pflicht,
Nach Christi heil'ger Lehre,
Rühmt eigenen Verdiensts sich nicht,
Giebt Gott allein die Ehre.
Ehrgeiz ist ein erlaubter Geiz,
Vor Niederm uns zu wahren,
Doch ohne Ehr' nur eitler Reiz
Nach Blendwerk voll Gefahren.
Fürwitz rennt stets die Nase an,
Wohin er auch sich wendet:
Auf Dank er niemals rechnen kann,
Wie reichlich er auch spendet.
Geduld, du stille Dulderin,
Du Lehrerin der Weisen!
Verleih' uns deinen Engelssinn,
Für Alles Gott zu preisen.
Hochmuth schlägt stolz, nach Pfauenart,
Sein Rad hoch über'n Scheitel;
Doch weil mit Dummheit meist gepaart
Ist darum er so eitel.
Instinkt gab die Natur dem Thier,
Zu seinem Sinnenleben;
Der Mensch erhielt Vernunft dafür,
Nach Höherem zu streben.

E

Kartoffeln sind des Armen Brod,
Gott selbst es ihm bereitet.
Nichts schützt wie sie vor Hungersnoth,
Weh' dem, der sie vergeudet.

Leichtsinn tanzt mit dem vollen Sack
Blind in die Welt hinein,
Und kommt am End' als Bettelpack,
Verhungert wieder heim.

Muth ist des Mannes schönster Schmuck,
Er macht ihn froh und frei,
Hilft tragen ihm den schwersten Druck,
Und schafft, wie ihrer Zwei

Neid an dem eignen Herzen frißt,
Wer kann es ihm verwehren?
Kein Kraut für ihn gewachsen ist,
Er muß sich selbst verzehren.

Ordnung ist alles Wohlstands Quell,
Kein Fleiß kann sie entbehren,
An Hab und Gut schlägt Alles fehl,
Hält man sie nicht in Ehren.

Putz steht wohl bei Gelegenheit
Jedwedem Alter fein,
Doch gleicht er, ohne Reinlichkeit,
Der Perl' an einem Schwein.

Quark ist viel Weisheit dieser Welt,
Querkopf manch' Ehrenmann,
Und quer in unsern Weg oft fällt,
Was uns nur quälen kann.

Recht bleibt, wie Wahrheit, eine Frag',
Stets schwieriger zu lösen,
Wohl dem, der sich vergleichen mag,
Prozesse sind vom Bösen.

Schnaps ist das schlimmste Element
In unserm Volkesleben,
Bereitet früh ein traurig End,
Dem, der sich ihm ergeben.

Treu ist ein schönes heil'ges Band,
Das sich um Herzen windet,
Was auch geschieden Meer und Land,
Durch sie sich wiederfindet.

Unschuld, der Jugend holde Zier,
Blüht nur bei Zucht und Ehren,
Ein wachsam Aug' muß für und für
Ihr die Versuchung wehren.

Vertrauen zieht, von Blick zu Blick,
Als Gast in unsere Herzen,
Und gründet da des Lebens Glück,
Wenn wir es nicht verscherzen.

Wohlthätigkeit ist Christenpflicht,
Uebt sie mit milder Hand,
Doch schwache Güte tauget nicht,
Drum — Alles mit Verstand!

X, Ypsilon, jetzt geht zu End'
Mein simples **A B C**,
Deß bin ich froh, denn Kopf und Händ'
Thun mir vom Schreiben weh.

Zur guten Letzt nehmt mich noch mit
In's Neue Jahr als Freund,
Jetzt „B'hüt Euch Gott und zürnet nüt,"
Ich hab' es gut gemeint.

Naturgeschichte der Bienen.

Es hat ein alter Naturkundiger die Ansicht ausgesprochen, daß die Natur nirgends größer als im Kleinen sei und dieser Ausspruch hat sich bei der Biene im höchsten Grade erwahrt. Man hat in neuerer Zeit bei diesem wunderbaren Thierlein so vieles Merkwür-

dige gefunden, daß der hinkende Bote nicht mehr länger säumen darf, davon eine Mittheilung zu machen. Merket also auf, liebe Leser und Leserinnen, was er Euch zu berichten hat.

Die Biene gehört zu der sehr großen Klasse der Insekten, zwar kleinere Thiere, welche aber theils durch den Schaden, theils durch den Nutzen, welchen sie bringen, die Aufmerksamkeit des Landmannes und Forstmannes, des Obstbaumzüchters und Gärtners, nicht minder auch des Rebenbesitzers sehr in Anspruch nehmen. Eines der nützlichsten Mitglieder dieser Thierklasse ist ohne Zweifel die Biene, welche uns mit Wachs und Honig versorgt und deren Zucht schon in uralter Zeit von den Menschen betrieben wurde, aber in unserm lieben Schweizerland noch lange nicht so reichlich betrieben wird, wie es zur Erhöhung des Wohlstandes wünschbar wäre. In manchen Ländern, wie z. B. dem ehemaligen Königreich Hannover, welches doch lange nicht so günstig für die Bienenzucht ist, wie unser gesegnetes Vaterland, werden über 300,000 Stöcke überwintert, welches, den Werth eines solchen Stockes zu 18 Franken angeschlagen, ein Betriebskapital von 5 Millionen viermalhunderttausend Franken ausmacht, welches im Durchschnitt 100 Prozent Zinsen abträgt, wie alle guten Bienenzüchter wissen. Dem Vernehmen nach wird man jetzt den Versuch machen, auch günstig gelegene Bergthäler, wo so viele gute Honigpflanzen wachsen, in der wärmern Jahreszeit mit Bienen zu bevölkern, also die sogenannte Wanderbienenzucht einzuführen, was sicherlich, wenn einmal die richtige Behandlung allgemeiner bekannt ist, den Ertrag dieses Culturzweiges sehr erhöhen wird.

Man hat in den letzten Jahren zu der gewöhnlichen Biene noch zwei andere Sorten in die Schweiz eingeführt, nämlich die italienische und die ägyptische, welche manche Vorzüge vor der gewöhnlichen haben. Die italienische Biene sticht weniger, ist regsamer, gewandter, weiß Schädlichkeiten und Feinde besser abzuwehren, trägt fleißiger ein und die bei ihrer Zucht gemachten Beobachtungen mit Anwendung von Glasscheiben an den Buden haben manches bis dahin Räthselhafte im Bienenhaushalte aufgeklärt. Die gewöhnlichen Bienen lassen sich italienische Königinnen und deren Nachkommenschaft gerne gefallen und so kann man sie nach und nach durch italienische ersetzen. Die ägyptische Biene hat zu den Vorzügen der italienischen noch den, daß sie auch im Winter Brut aufzieht, dafür ist sie aber auch lebhafter, wilder und sticht viel lieber als die andern Sorten.

Bekanntlich gibt es bei den Bienen nicht bloß Männlein und Weiblein, sondern noch eine dritte Klasse, die sogenannten Arbeiterinnen, welche aber nur Weiblein sind, die keine ausgebildeten Fortpflanzungstheile haben und dafür bestimmt sind, Honig und Wachs zu erzeugen, die Waben zu bauen und die Brut aufzuziehen. Diese Arbeiterinnen haben zum Sammeln des Blüthenstaubes außen an den Hinterschienen sogen. Körblein, nämlich von steifen Haaren umgebene Gruben und an den breiten Zehengliedern haben sie Borsten, was man Bürstlein nennt. Diese fehlen der Königin oder dem Weisel, weil dieselbe niemals sammelt, auch ist ihre Zunge kürzer und ihr Bauch länger. Das Männlein, der Drohne, hat große Augen, keine Körblein und Bürstlein, auch keinen Stachel, welchen nur die Königin

und die Arbeiterinnen besitzen, von welchen in einem Stocke 30,000 und mehr da sind, während die Zahl der Drohnen nur einige Hundert beträgt und in der Regel nur eine einzige eierlegende Königin geduldet wird. Die wilden Bienen bauen in hohlen Bäumen oder Felslöchern, die zahmen in zweckmäßig für sie eingerichteten Stöcken oder Buden, senkrechte Waben aus Wachs mit zwei Lagen wagerechter, sechsseitiger Zellen von etwas verschiedener Größe. Die kleinern Zellen dienen zur Aufnahme von Honig, die größern theils für Honig, theils für die Drohnenbrut und einige ganz große, unregelmäßige, die Weiselwiegen, für die Brut der Königinnen. Wenn die Zellen mit Honig gefüllt sind oder die in ihnen befindliche Brut sich einpuppen will, so machen die Arbeiterinnen Deckel auf die Zellen. Ihnen sind überhaupt alle Haushaltungsgeschäfte auferlegt, sie müssen sammeln, bauen, die Brut nähren und pflegen, die Königin speisen, bedienen, begleiten, während die Königin sich nur mit dem Eierlegen abgibt. Die Drohnen sind bis auf einige wenige, welche zur Begattung kommen, scheinbar überflüssige Gäste, welche deßhalb am Ausgang des Sommers, in schlechten Jahrgängen schon viel früher, durch die Arbeiterinnen zum Stocke hinausgestoßen werden, wo sie vor Hunger und in der Nachtkälte umkommen, in manchen Fällen auch durch die Stiche der Arbeiterinnen ihren Tod finden, was man Drohnenschlacht nennt. Das Leben der Königin währt 3 — 5, manchmal auch 7, selbst 9 Jahre, der Arbeiterinnen in der besten Jahreszeit, wo die Anstrengung am größten ist, nur 5 — 6 Wochen, so daß sie immer durch neue ersetzt werden müssen. Aus dem durch die Arbeitsbienen genossenen Honigsaft erzeugt sich in ihrem Magen durch Umbildung das Wachs, welches in Form kleiner Täfelein an ihrem Unterleibe ausschwitzt, an der Luft erhärtet, von den Bienen abgekratzt und zum Bau der Waben verwendet wird. Auch der Honig ist ein organisches Produkt des Bienenmagens, hervorgegangen aus dem Nektarsaft der Blumen und wird von den Bienen in die Zelle ausgebrochen.

In den ersten Tagen des Frühlings (bei der ägyptischen Biene auch im Winter) beginnt die Königin, die auch Mutterbiene heißt, weil von ihr die ganze Gesellschaft ausgeht, mit dem Eierlegen, und zwar legt sie zuerst Eier in die kleinen Zellen, aus welchen Arbeiterinnen entstehen, welche am nothwendigsten sind, später legt sie Eier in die Drohnenzellen und zuletzt, immer nur eines, von Zeit zu Zeit, auch in die großen Königszellen. Die Eier der Mutterbienen, Arbeitsbienen und Drohnen zeigen auch unter dem Vergrößerungsglas nicht den mindesten Unterschied und es hängt von einem besondern Umstande ab, ob aus einem Ei eine männliche oder weibliche Biene entstehen soll. Durch eine eigenthümliche Einrichtung in ihrem Leibe kann nämlich die Mutterbiene, welche die befruchtende Flüssigkeit von der früher geschehenen Begattung in sich hat, ein Ei befruchten lassen oder nicht. Ist das letztere der Fall, so entsteht daraus ein Drohne, wird das Ei befruchtet, eine weibliche Biene, wobei es von der Zelle, der Nahrung und Pflege abhängt, ob eine Königin oder eine Arbeiterin aus dem befruchteten Ei hervorgehen soll. Legt die Mutterbiene, welche jedesmal weiß, ob ein Ei befruchtet ist oder nicht, ein befruchtetes Ei in eine kleine Zelle, wo das auskommende Bienenwürmchen dann nur mit ordinärer Kost gefüttert wird, so

entsteht daraus eine Arbeiterin; legt sie es aber in eine königliche Zelle, wo dann die Bienenlarve mit feinerer Nahrung und reichlicher gespeist wird, so wird daraus eine Königin, welche zur Fortpflanzung fähig ist. Die Würmchen (Larven) der Drohnen, Arbeiterinnen und Königinnen werden überhaupt auf verschiedene Art gefüttert und gepflegt. Die erstern beiden bekommen anfänglich bereits von den Arbeiterinnen verdaute gleichsam in ihnen gekochte Nahrung, später wenn sie kräftiger sind, unverdauten, rohen Futterbrei; die königlichen Larven erhalten immer verdaute Nahrung. Die Arbeiterinnen wissen genau die Zeit, wo die Larven zu einer sogen. Puppe oder Nymphe werden, welche keine Nahrung mehr braucht und versehen dann jede Zelle mit einem Wachsdeckel. Auch die Hüllen sind andere bei den Puppen der Drohnen, der Arbeiterinnen und Königinnen, und die Befreiung aus der Zelle bewirkt die junge Arbeiterin, wenn sie als geflügeltes Thierlein aus der Puppenhülle hervorgeht, auf andere Weise, als die junge Drohne oder Königin. Diese braucht nur 16 Tage zu ihrer Ausbildung, vom Legen des Eies an gerechnet, die Arbeiterinnen brauchen 20 Tage, die Drohnen 24.

(Schluß im nächsten Jahr.)

Referat.

Schreiber: „Herr Assessor! was belieben Sie über den vorliegenden Akt zu referiren?" Assessor: „Schreiben Sie: Es ist sich zu besinnen, was zu beschließen sei."

Civilehe.

In einer Gesellschaft von Herren und Damen kam die Rede auf die Civilehe. Nachdem man viel dafür und dagegen gesprochen hatte, wurde eine junge Dame gefragt, ob ihr die Civilehe lieber wäre. „Ach nein," war die Antwort, „ich bin für die Militär-Ehe."

Der fromme Hofprediger.

Als der letzte König von England von einer Reise in Deutschland zurückkehrte, kam das königliche Schiff in einen großen Sturm. Der Capitän des Schiffes sagte, als der Orkan am stärksten tobte, zu dem ebenfalls an Bord befindlichen Hofprediger: Wir können in einigen Minuten vielleicht in dem Himmel anlegen. — „Vor solchem Unglück bewahre uns der allmächtige Gott!" rief der fromme Mann zum Gelächter aller Umstehenden.

Der Name thut's.

„Wie heißt dieser Fluß?" fragte ein Schwabe in Bern. — „Aare," war die Antwort. „Sonderbar, erwiederte dieser, bei uns heißt er Nekar."

Irrthum.

Ein Bedienter kam betrunken spät in der Nacht nach Hause und legte sich, da er im Rausch nicht wußte, was er that, in das Bett seines Herrn, aber so, daß er mit dem Kopf zu den Füßen desselben zu liegen kam. Dieser, der auch nicht recht nüchtern war, erwachte und rief dem Bedienten zu: „Johann, herbei! es liegt ein Kerl an meiner Seite!" „An meiner auch!" erwiederte der Bediente. „I, so fasse den Taugenichts beim Schopf und wirf ihn hinaus!" rief der Herr. Hierauf sprang Johann hastig auf, packte seinen Herrn und warf ihn zum Bett hinaus. Jetzt erst wurde der Irrthum entdeckt.

Spitzbubenstreich.

Vor einiger Zeit kam in einer großen Stadt ein junger Mann zu einem Goldarbeiter; dort gab er sich für den zukünftigen Schwiegersohn des Herrn Dekans X. aus und kaufte für seine Braut einen Schmuck im Werth von mehreren tausend Franken. Dann verlangte er eine verläßliche Person, um den Schmuck zu seiner Braut zu bringen und es wurde ihm als solche eine Ladentochter mitgegeben. Angelangt in der Wohnung des Herrn X. ließ der vermeintliche Schwiegersohn das Ladenmädchen im Vorzimmer stehen und begab sich zu seinem Schwiegervater, von dem er nach einiger Zeit herauskam und zu dem Mädchen sagte, sie solle sich drinnen den Kaufpreis holen, da der Schmuck gut gefallen habe. Doch wie erschrack die Arme, als ihr Herr X mit finsterer Amtsmiene entgegentrat und sie von dem unglücklichen Vorsatze, sich von ihrem Manne scheiden zu lassen, abzubringen suchte. Das Räthsel löste sich jedoch bald; der Gauner hatte sich nämlich bei Herrn X. für den Gatten der Frauensperson ausgegeben, welche im Vorzimmer warte, und ihn gebeten, sie kraft seines Amtes von dem Vorsatze, sich von ihrem Gatten scheiden zu lassen, abwendig zu machen, was er auch in redlichem Eifer versuchte.

Angebundene Steine.

Ein Spanier war in Norwegen und ging einst zur Winterszeit in ein Dorf, wo er von einer ganzen Meute Hunde verfolgt ward. Er wollte deßhalb, um sie zu vertreiben, einen Stein aufheben. Der Stein war aber so fest angefroren, daß er ihn nicht losreißen konnte.

„Verdammtes Land! rief er nun im vollen Ingrimm des Herzens aus, „wo man die Steine anbindet und die Hunde frei herumlaufen läßt."

Erfüllung einer Prophezeiung.

Einer 86jährigen Frau wurde der Tod ihrer ältesten Tochter, die auch bereits ein Alter von 62 Jahren erreicht hatte, gemeldet. Kaum hatte sie die Trauerbotschaft vernommen, als sie mit gefalteten Händen sagte: „Ach du lieber Gott, so ist's doch noch in Erfüllung gegangen. Die Hebamme sagte mir damals bei ihrer Geburt gleich, daß ich sie nicht behalten würde."

Natürliche Ursache.

„Warum war sonst das Bier viel besser
noch als jetzt?"
So fragt der Richter Schulz den reichen
Brauer Hopfen;
Doch der mit Ruh' versetzt beim Tabaks-
pfeifenstopfen:
„An uns liegt's wahrlich nicht, man laß'
uns doch in Ruh;
Wir nehmen jetzt so viel als sonst an Malz
und Hopfen,
Und alsdann dreimal mehr des Wassers
noch dazu."

Kriegs- und Friedens-Chronik von 1867 — 1868.

I. Mexiko. Kaiser Maximilians letzter Kampf und Tod.

1867. Februar. Die französische Expeditionsarmee unter Bazaine zieht aus Mexiko ab und läßt den Kaiser Max im Stich, nachdem Frankreich 500 Millionen vergeblich geopfert.

März. Maximilian sammelt seine treuen Truppen in der befestigten Stadt Queretaro gegen die Republikaner, welche unter dem ehemaligen Präsidenten und General Juarez von allen Seiten heranziehen und Queretaro umzingeln.

April 2. Der juaristische General Porfirio Diaz erobert Puebla, mehr durch Verrath als Waffengewalt und nimmt die tapfere Besatzung gefangen.

April 10. Der zu spät zum Entsatz heranrückende kaiserliche General Marquez wird von Diaz geschlagen und flüchtet sich in die Hauptstadt Mexiko, welche von Diaz 10 Wochen lang belagert wird.

Mai 14. Im ebenfalls belagerten Queretaro verathet der kaiserliche Oberst Lopez, durch 15,000 Dollars bestochen, dem Feinde die befestigte Stellung des Kreuzbergs und übergibt sie dem General Escobedo, der in die Stadt dringt.

Mai 15. Maximilian, mit seinen übrigen Offizieren und Truppen auf dem Glockenberg concentrirt, gibt sich, nachdem er schon vorher als Kaiser abgedankt hatte, an Escobedo kriegsgefangen, wird aber als Staatsverbrecher mit mehreren Generalen eingekerkert und streng bewacht.

Juni 14. Vor ein Kriegsgericht gestellt, wird Maximilian von demselben zum Tode verurtheilt und, nach Bestätigung des Urtheils durch Juarez,

Juni 19. trotz aller Gegenvorstellungen, mit seinen beiden treuen Generalen Miramon und Mejia auf öffentlichem Platze erschossen. Seine Leiche aber wird nur nach langen Unterhandlungen ausgeliefert, nach Europa gebracht, und in Wien beigesetzt.

Juni 21. Die Hauptstadt Mexiko ergibt sich ebenfalls an die belagernden Republikaner unter Diaz; die fremden Truppen, meistens Oestreicher und Belgier, kapituliren und werden nach Europa eingeschifft. Die Kaiserin Charlotte aber ist in Irrsinn verfallen. Das war das tragische Ende des dreijährigen Kaiserreichs von Mexiko.

II. Der Garibaldi-Zug gegen Rom.

1867. September 8. Garibaldi in Genf zum Besuch des Friedenskongresses, von den Volksmassen mit ungeheurer Begeisterung empfangen und gefeiert, schleudert Drohungen gegen die weltliche Macht des Papstes und die Hierarchie.

Sept. 16. Nach Italien zurückgekehrt, fordert er das Volk zur Befreiung Roms auf. Freischaaren sammeln sich an den Gränzen.

Sept. 23. Er verreist von Florenz, um sich an ihre Spitze zu stellen, wird aber zu Sinalunga auf Befehl der königlich italienischen Regierung verhaftet, nach der Festung Alexandria transportirt, jedoch bald freigelassen und kehrt auf seine Insel Caprera zurück, wo mehrere Kriegsschiffe ihn bewachen sollen.

Sept. 30. Die Freischaaren sammeln sich wieder und überfallen die päpstliche Stadt Aquapendente und Bagnorea und setzen eine provisorische Regierung ein.

Oktober 5. Die Päpstlichen vertreiben die Freischaaren und machen viele Gefangene.

Okt. 13. Menotti, Garibaldis Sohn, rückt mit 1200 Mann von einer andern Seite gegen Rom, wo großer Schrecken herrscht, und besetzt mehrere Städte.

Okt. 17. Die Päpstlichen nehmen in verschiedenen Ausfällen aus Rom die meisten Städte wieder ein und führen viele Gefangene mit sich, welche dem Papst zu Füßen fallen und um seinen Segen flehen.

Okt. 18. Der Papst erläßt ein Kreisschreiben (Encyklica) als Nothschrei an die ganze katholische Welt.

Okt. 19. Frankreich sichert ihm Hülfe zu; verwarnt die Regierung von Italien unter Ratazzi und versammelt eine Flotte und Expeditionsarmee zu Toulon.

Okt. 20. Ratazzi gibt seine Entlassung, Cialdini wird berufen, später Menabrea. Beruhigende Zusicherungen an Frankreich. Die Abfahrt der Expedition wird eingestellt.

Okt. 21. Garibaldi, von seiner Insel mitten durch die italienischen Wachtschiffe entwichen, landet bei Livorno, erscheint in Florenz

und eilt, sich an die Spitze der Freischaaren zu stellen.

Okt. 22. Mißlungener Aufstandsversuch zu Rom. Wachtposten überrumpelt und ermordet; eine Caserne der Zuaven in die Luft gesprengt.

Okt. 23. Ein Haufen Freischärler unter Cairoli, der sich in der Nähe der Stadt festzusetzen sucht, wird vernichtet. Cairoli und ein Graf Colloredo fallen.

Okt. 24. Garibaldi, nachdem er vergeblich die römische Stadt Viterbo auf 4 Seiten gestürmt hat, vereinigt sich mit den Schaaren seines Sohnes Menotti und anderer Anführer bei der Brücke von Correse und zu Monte maggiore.

Okt. 25. Anrücken der Freischaaren von allen Seiten gegen die Hauptstadt, die voll Unruhe ist und in Belagerungsstand erklärt wird. Das Haus Ajani, wo sich die Aufständischen vereinigten und Waffen sammelten, wird von den Zuaven erstürmt.

Okt. 26. Garibaldi greift mit seinen vereinigten Schaaren das Städtchen Monterotondo an; die päpstliche Besatzung von 400 Mann mit einigen Kanonen kapitulirt nach tapferer Gegenwehr. Die französische Expeditionsflotte erhält Befehl zum Auslaufen.

Okt. 27. Garibaldi erläßt eine heftige Proklamation gegen den Papst, Viktor Emmanuel und die französische Einmischung.

Okt. 28. Zwei Schaaren Garibaldianer erscheinen unter den Mauern Roms, wo es aber still bleibt.

Okt. 29. Die französische Flotte erscheint vor Civitavecchia, kann aber wegen stürmischen Meeres die Truppen nicht landen.

Okt. 30. Die Franzosen schiffen sich aus und die Avantgarde zieht schon Abends 5 Uhr in Rom ein.

November 1. Einzug des ganzen Armeekorps unter „de Failly", 3 Brigaden, in der ewigen Stadt.

Nov. 2. Garibaldi's Schaaren, bei 6000 Mann, meistens junges, ungeübtes Volk und schlecht bewaffnet, nehmen Stellung auf den Anhöhen von Mentana, altes festes Schloß mit Städtchen, 4 Stunden von Rom, und sollen folgenden Tages nach Tivoli und den Abruzzen marschiren, um sich mit Freischaaren aus dem Süden unter Nicotera und Orsini zu vereinigen. Allein am

Nov. 3. findet das blutige Treffen bei Mentana statt: Am frühen Morgen zieht General Kanzler mit den päpstlichen Truppen, 3 à 4000 Mann stark, mit 3 Batterien, aus Rom, auf der Straße gegen Mentana, gefolgt von der französischen Brigade Polhès, 2400 Mann mit Chassepot-Hinterladern bewaffnet. Um Mittag treffen die päpstlichen Plänkler auf die hinter den Weinbergs- und Gartenmauern von Mentana postirten Vortruppen Garibaldis. Mehrstündiges hartnäckiges Gefecht. Die Päbstlichen rücken zwar aufwärts gegen Schloß und Stadt, wo sie jedoch, von den Garibaldianern tapfer empfangen, nicht eindringen können, sondern etwas zurückweichen müssen. Da stürmen die Franzosen, etwas links seitwärts, heran und richten ein furchtbares Blutbad unter den Gegnern an, indem die Chassepot-Gewehre „Wunder verrichten", wie der französische General in seinem Berichte später sagte, so daß der Haupttheil der Streiter Garibaidis, welchen ohnehin die Munition ausgegangen war, sich nach Monterotondo zurückzieht und zum Theil auseinander geht, gefangen wird oder auf dem Platze bleibt. Eine Schaar vertheidigt sich noch tapfer innerhalb der Mauern Mentana's und ergibt sich erst spät in der Nacht.

Nach eingebrochener Finsterniß lagern Römer und Franzosen auf den Anhöhen Mentana's, gegenüber Monterotondo.

Nov. 4. Als sie am folgenden Morgen gegen diese Position marschiren, finden sie den Ort von Garibaldi und den Seinen verlassen, indem diese sich nach Correse hinunter begeben hatten, wo die ersten königlich italienischen Truppen sich befanden und wo der alte Anführer auf vieles Zureden hin den Rest seiner Schaaren entläßt. Sie hatten bei 1200 Todte, Verwundete und Gefangene auf den Schlachtfeldern gelassen. Die Alliirten verloren bei 250 Mann.

Nov. 5. Garibaldi, in Begleit einiger seiner Unteranführer, auf der Rückreise nach

Florenz, wird auf einer Eisenbahnstation bei Arrezo von einem Gendarmeriehauptmann arretirt, in das Fort von Varignano im Genuesischen geführt, um vor ein Kriegsgericht gestellt zu werden, was aber, wegen zu vieler Mitschuldiger bis in die höchsten Regionen, unterbleibt. Garibaldi kann wieder grollend nach seiner einsamen Insel im Mittelmeer zurückkehren. Bald darauf verlassen sowohl Franzosen als die königlich italienischen Truppen den römischen Boden.

Galant.

Dame (in das Zimmer ihres Arztes tretend); „Mein Gott! hier ist ja ein unerträglicher Tabakrauch! — Wollen Sie nicht in ein anderes Zimmer treten?"

Arzt: „Bitte sehr, Madame, das genirt mich gar nicht."

Der Kurzsichtige.

Es bildete sich Jemand viel darauf ein, ein schlechtes Gesicht zu haben, und es ärgerte ihn, wenn man das Gegentheil behauptete. „Sehen Sie," sagte er einst zu einem seiner Freunde, „dort drüben — an 400 Schritte von uns — geht mein Bruder, ich kenne ihn nicht. Nun glauben Sie doch, daß ich schlecht sehe?"

Mißverstanden.

Eine Bötin hatte von einer Dame ihres Ortes den Auftrag erhalten, ihr aus der Musikhandlung ein Heft: „Drei Lieder von Stahlknecht" mitzubringen. In den Laden eintretend, verlangte sie: „Drei Lieder für den Stallknecht."

Bedeutsames Symptom.

Ein eifriges Mitglied eines Mäßigkeitsvereins fragte einen Mann, der noch keiner solchen Genossenschaft beigetreten war, ob er noch keine Neigung zum Mäßigkeitsvereine spüre? „O ja, sagte der Gefragte, denn wenn ich Wein sehe, wässert mir stets der Mund."

Schweißtreibendes Mittel.

Ein Candidat der Medizin wurde im Examen von einem überaus strengen Professor gefragt: „Welches sind die schweißtreibenden Mittel?" Der Candidat nannte die ihm bekannten nach einander her. „Aber wenn diese alle nichts helfen," fragte der Professor weiter, „was werden Sie dann anwenden?" „Ich werde den Patienten zu Ihnen in's Examen schicken," entgegnete der Gefragte.

Ein Dieb

ging Nachts an einem Hause vorüber. „Wer da?" rief eine nahe stehende Schildwache. Keine Antwort. — „Wer da? Spitzbube!" rief der Soldat zum zweiten Male. „Nun, wenn Er mich kennt, was fragt Er denn?" antwortete der Dieb.

Vergleich.

Ein Judenknabe stand auf dem Markt mit einem Korb voll Löffel und bot diese feil. Ein anderer kam und fragte: „Nu, Jakob, wie geht's?" — Der Gefragte erwiderte achselzuckend: „Wie soll's gehen! Wie den Kranken, alle Stunden einen Löffel."

Die Wurst.

Ein Herr K. in Deutschland fuhr einmal mit zwei Freunden auf einem sogenannten Wurstschlitten zur Jagd. Unterwegs begegneten sie einem Bauern, der keinen der drei Herren kannte, jedoch stehen blieb und

sie der Reihe nach scharf ansah. „Nun, Kerl," fragte K., „habt ihr noch keine Wurst gesehen?" „Ja wohl, aber noch keine mit drei Zipfel," war die kurze Antwort.

Hühnerfutter.

In einem Herrschaftshause war das Dach mit neuen Ziegeln gedeckt worden. Als nun der Verwalter kommt und nach den alten Ziegeln fragt, sagt der Dachdeck: „O Herr, die sind ganz zerbröckelt und da haben die Hühner sie aufgefressen."

Unfehlbare Wetterregeln.

Hornung hell und klar
Ist ein schöner Februar.
Ist der März trüb und naß,
Füllt er dem Bauern das Regenfaß.
Donnert's im Mai,
So ist der April vorbei.
Kräht der Hahn auf dem Mist,
So ändert sich's Wetter oder es
bleibt, wie es ist.

Gut und noch besser.

Ein tapferer Soldat sagte zu einer sanften friedlich gesinnten Civilperson: „Geistesgegenwärtig muß der Mann in der Schlacht und besonders beim Erstürmen der Schanzen sein; das ist gut."

Hierauf antwortet die Civilperson: „Gar nicht gegenwärtig ist noch besser."

Gute Erklärung.

Ein Herr Pfarrer hatte soeben seinen Unterweisungskindern die Geschichte von David und der Bathseba erzählt. Ein Knabe, der nicht begreifen konnte, wie David auf dem Hausdache habe herumspazieren können, richtete deßhalb eine Frage an den Pfarrer. Dieser antwortete nach kurzem Besinnen: „Ja, dem lieben Gott ist Alles möglich; halt's Maul, du Stock!"

Häckchen oder Hacken.

Ein junger Mann kam zu seinem Pfarrer, um ihm die Hochzeit anzugeben, ohne seine Braut mitzunehmen. Der Pfarrer, verwundert über die Abwesenheit derselben, fragte, warum er dieselbe nicht mitgenommen habe. Der Bräutigam erwiderte: „Herr Pfarrer, es wäre jetzt Alles in Ordnung, es ist nur noch ein Häckchen darin. Mein Schatz ist immer noch unschlüssig, ob sie mich nehmen will oder nicht." — „Mein guter Mann, da geht nur wieder nach Hause, denn das ist kein Häckchen, das ist ein Hacken," war die Antwort des Pfarrers.

Verdienst eines Hundes.

„Was hat denn Ihr Hund für ein sonderbares Zeichen an?"

„Das ist eine Rettungsmedaille, die ich ihm gegeben habe."

„Wie ist das zu verstehen?"

„Der Hund hat den Arzt von meinem Krankenlager weggerissen und mir dadurch das Leben gerettet."

Stumm.

Eine junge Dame begegnete einem stummen Bettler. Sie gab ihm ein Almosen und fragte ihn voll Mitleid, wie lange er stumm sei. „Ach, du lieber Himmel," versetzte der Stumme mit kläglichen Geberden, „es sind jetzt zwei Jahre."

Zärtlichkeit.

Eine Frau, deren Mann verreist war,

schrieb an diesen einen sehnsüchtigen Brief, worin unter Anderm die Stelle vorkam: „Ich denke nur an Dich und so oft ich in's Zimmer trete und Deinen Hausrock da hängen sehe, wünsche ich, Du hiengest auch da" u. s. w.

Der Bärenreuter.

(Mit einer Abbildung.)

Fritze Joggis auf dem Grünenbalm hatten soeben das Abendessen abtragen lassen und der Vater war im Begriff, seine Pfeife zu stopfen, als der jüngste Bube ihn heimlich am Aermel zupfte und fragte: „Vater! weist nüt meh, wie d'selbmal, wo dä hätt sölle vom Tüfel gnoh werde und ne du nume der Bär gfresse het?" — „He, durets di öppe, daß er ne nit gnoh het?" entgegnete der Vater. „Nei, aber drum vom Bär no meh," antwortete der Bube. Da sagte der Vater: Von jenem Bären auf der Grimsel sei nichts mehr zu vermelden, ihn hätten ja die Gemsjäger erschossen; aber er wisse von einem andern Bären und die, welche von dem abstammten, nämlich nicht vom Bären, sondern von dem, der sich mit ihm angelassen, die seien noch zur Stunde in Bern verburgert und wohlangesehene Leute zu Stadt und Land, auch etwelche Pfarrherrn darunter. Da schrien die Kinder einstimmig: „Oh ja, Vaterli! vom Bär, vom Bär, mer wei recht still u rühwig sy!" — Unterdessen hatte der Vater seine Pfeife angezündet und begann folgendermaßen:

Es war vor mehr als 200 Jahren Ao. 1625, da stund der Bärengraben in der Stadt noch lange nicht da, wo jetzt, sondern linkerhand außerhalb dem Kefithurm, wo jetzt der Bärenplatz ist, von dem dieser auch noch den Namen führt und nicht vom hôtel de l'Europe, wo früher „zum Bären" geheißen hat. Da wollte eines schönen Morgens im Märzen der alte Bärenmani einmal seine Familie überschauen, kletterte zu dem Ende zuoberst auf seine Tanne hinauf und lugte in den andern Graben hinunter. Als er da den andern Mutz, seinen Sohn, gewahrte, der beinahe so gewaltig war, wie er selber, ergrimmte er darüber und begann vor Wuth seine Tanne hin- und herzureißen, daß sie schwankte, wie ein Rohr im Sturm, denn sie war keine Schermtanne, sondern nur ein minderer Baum aus dem Walde. Wie diese daher so recht in Schwung kam, brach auf einmal der Dolden oben ab und schnellte den schweren Bärenmani über die Mauer auf die Gasse hinaus, daß er wie ein Faß vor die Häuser hin rollte und einige Minuten betäubt liegen blieb.

Was nun für ein Spektakel sich erhob, als man das mächtige Thier auf offener Straße im Freien sah, das kann man sich denken! — Alles lief vor Schrecken davon, in die ersten Häuser hinein und schlug die Thüre zu. Die Wache beim Kefithurm wartete auch nicht auf die Ablösung, sondern lief, Zetter Mordio schreiend, dem Zeughause zu und rief schon von weitem „Wacht heraus in's Gwehr!" ohne nur ein einziges Mal umzuschauen. Im Nu hatte sich auch die Kunde über den Weibermarkt hinab verbreitet, wo eben großer „Märitzystig" war. Da stob alles auseinander, Händler und Käufer, Weiber und Mägde, ließ Körbe und Säcke im Stich und stürzte heulend und schimpfend die Gasse hinunter, das theure Leben vor dem schrecklichen Unholde zu retten.

Unterdessen hatte sich der Bär von seiner

unfreiwilligen Luftfahrt erholt. Anfangs stand er zwar noch etwas dumm auf allen Vieren da, dann aber schüttelte er seinen Balg, daß der Staub in Wolken um ihn her flog, und schritt, sein mächtiges Haupt hochgetragen, dem Kefithurm zu. Oben am Weibermarkt stutzte er zwar anfangs ein wenig über das Gewimmel der fliehenden Menschheit, das Getöse und Schmettern der Hausthüren und Kellerladen und setzte sich eine Weile nieder. Dann winkten ihm aber die verlassenen Körbe voll gelber Rübli und rother Aepfel und anderer Lockspeisen gar so einladend entgegen, so daß er nicht länger widerstand und sich mit dem besten Appetit darüber hermachte, denn er hatte noch nichts gefrühstückt. Da fraß er denn was ihm schmeckte mit Stumpf und Stiel auf und scharrte das Uebrige auf die Gasse hinaus, daß es dem Bache zu rollte. Dabei ließ er sich gute Zeit und langte so nach und nach beim Schützenbrunnen an, wo er hastig den Trog erkletterte, denn es fieng ihn bereits an zu dürsten.

Dort waren schon beide Gäßchen von hinten her mit Fässern und Brettern verrammt worden und unten am Weibermarkt war die ganze Gasse, sammt den Lauben mit Feuerleitern, Bännen und Bänken aller Art versperrt, um das Unthier von der übrigen Stadt abzuwehren. Auf der Polizei hatten sie den Kopf verloren. Seit der Herr Schultheiß einen Expressen geschickt, mit der gemessenen Weisung, daß sich Niemand unterstehe, bevor er es persönlich erlaube, auf den „Mutz" zu feuern, ging Alles drunter und drüber und guter Rath ward theuer.

Als der Bär seinen Durst gelöscht und sich unter den Röhren des Schützenbrunnens erfrischt hatte, trollte er sich von neuem Stadt abwärts den vollen Körben nach, die zweite Tracht seines Frühstückes verzehrend und man erzählte sich Wunderdinge, die er auch dießmal geleistet. Allein das Glück ist falsch und auch er erfuhr seine Tücke Unten am Weibermarkt, zwischen den Zunfthäusern zu Webern und Zimmerleuten war damals, mitten über dem gedeckten Bache, der Honigmarkt. Da standen in Ständen und auf Tischen, in Körben und Platten Wabe an Wabe zur Schau gestellt — der größte Leckerbissen des Bären — heute von aller Welt verlassen. Wie nun das gefräßige Thier, endlich dort in der Nähe angelangt, den Honig roch, da ließ er alles im Stich und fiel ungesäumt darüber her, daß Stände und Tische mit Körben und Platten über einander rumpelten und sein Dessert auf dem Boden gedeckt war. Das kümmerte aber unsern Mutz wenig. Mit erneutem Appetit ging er nun auch an diese seine dritte Tracht, und fraß und leckte auf was er fand, als käme er erst nüchtern aus dem Bärengraben. Aber hiemit ging nun auch sein improvisirtes Zweckessen zu Ende.

Schon lange hatte nämlich ein junger, baumstarker Bäckergeselle, aus der Backstube unter Webern, dem ungebetenen Gaste mit Unwillen zugeschaut; es war ein Schwabe, von Buchau am Federnsee, sein Name soll verschwiegen bleiben, denn er steht schon im Burgerbuch. Den ärgerte es, daß ein solcher „Rüblifresser" und „Honigschlecker" eine ganze Stadt in panischen Schrecken bringen konnte; auch mochte er wohl nicht ganz unterrichtet gewesen sein von der sagenhaften Stärke eines ausgewachsenen Bären. — Sei dem nun wie ihm wolle — als er die Bestie so

Der Bärenreuter.

eifrig an ihrem Honig lecken sah, sprang er mit ein Paar Sätzen aus der Laube heraus, auf den Bären los, schwang sich grittlings von hinten auf seinen Rücken und packte ihn mit eisernem Griffe an beiden Ohren, daß der so unerwartet Ueberfallene laut aufschrie und nicht wußte, wie ihm geschah. Ehe er aber zur Besinnung kam, stürzten nun auch andere Männer von allen Seiten mit Bengeln und Stricken herbei, knebelten ihm den Rachen, banden ihm die Tatzen zusammen und eh man sich's versah, lag die gefürchtete Bestie schadlos da, wie ein bloßer Ballen Pelz. Darauf brachte man einen Küferwagen aus Zimmerleuten, lud den Besiegten darauf und fuhr im Triumph dem Bärengraben zu. Dort ließ man ihn auf Brettern, an Stricken sanft hinunter, nachdem man noch seine Bande gelockert und überließ ihn da der Sorge, sich vollends selber zu befreien.

Als nun der wackere Bärenreuter, nach vollbrachter That wieder seiner Backstube zu wollte, wie wenn nichts Besonderes geschehen wäre, wurde er von zwei Weibeln freundlichst begrüßt und, so wie er war, zum H. Schultheißen eingeladen. Dort angelangt empfieng ihn Ihro Gnaden auf das wohlwollendste, ließ ihm köstlichen Wein aufstellen, der ihm auch sogleich Herz und Zunge löste, und nun mußte er vor der ganzen Familie sein Abenteuer mit aller Umständlichkeit erzählen, wie auch seine blutigen Arme zeigen, denn der Bär hatte nicht übel angefangen, hinter den Ohren zu kratzen und wäre sein Bändiger nicht so standhaft und die Hülfe nicht so rasch gewesen, so hätte Alles noch schlimm ablaufen können. Zum Abschied sagte ihm der Herr Schultheiß, der Hohe Rath werde ihm auch noch seinen besondern Dank aussprechen, er möchte daher diese Woche die Stadt nicht verlassen.

Freitags darauf holte ein Mitglied der 200, von zwei Weibeln in Amtstracht, mit den roth und schwarzen Mänteln, gefolgt, den Bäckergesellen in seiner Wohnung ab und begleitete ihn vor den versammelten Rath. Dort ward ihm nun freimüthig im Namen der Stadt der rühmlichste Dank für seine eben so kühne, als standhaft durchgeführte That, ausgesprochen und ihm für sich und seine rechtmäßigen Nachkommen auf ewige Zeiten das Bernische Burgerrecht geschenkt.

„Isch es jitz scho us, Vater? fragten die Kinder, „aber u du der Bär im Grabe? „un isch es e wahri Gschicht?" schrien alle durcheinander. Da sagte die Mutter: „Still „da! — der Vater lügt nid." Und der Vater antwortete beruhigend: „He der Bäre„mani wird mit syne g'lockerete Stricke wohl „bald fertig worde sy — u mit der Wahrheit „vo der Gschicht steits grad so wie bi allne „andere: Die wo's gseh hei, sy derby gsy „u die wo's säge, läbe noh." —

Sylbenökonomie.

Ein Schlesier, der ein Freund der Kürze zu sein scheint, erließ folgende originelle Anzeige in einem Lokalblatt Oberschlesiens: Da ich mit meiner Familie häuf- und kostspielige Reisen von Gold- nach Silber-, nach Schmied-, Hirsch- und Trachenberg unternehme, suche ich zu unsrer aller Bedienung ein Individuum, welches durch seine Dienstleistungen im Stande wäre, mir mehrere andere zu ersetzen. Das gewünschte Individuum müßte mich ra-, meine Frau fri- und

in müßigen Stunden amü- und sich überhaupt gut conduisiren. Da ich noch den Jan- und Februar hier zu verweilen gedenke, so wollen sich darauf Reflektirende in frankirten Briefen an mich wenden.

Fried- Hein- Diet- Emmerich,
Stall-, Ritt-, Post- und Bürgermeister
zu Hirschberg in Schlesien.

Amerikanisch.

Ein amerikanisches Blatt erzählt, der Fremdenbesuch in der Nachbarschaft der weißen Berge sei so groß, daß man die Reisenden des Nachts reihenweise auf die Diele lege, bis sie eingeschlafen, sodann aufhebe und an die Wand lehne, um den andern Reisenden Platz zu machen, mit denen man nachmals ebenso verfahre.

Nebukadnezar.

Erster Gast: (ruft dem Kellner) „He, Nebukadnezar!"

Zweiter Gast: „Herr Wirth! heißt denn der Kellner wirklich so?"

Wirth: „Ja, wissen Sie, eigentlich heißt er bloß Neb, aber die Herren heißen ihn halt kurzweg Nebukadnezar."

Genaue Revision.

Ein Revisor einer Rechnung fand eine Summe für eine Quantität Nägel aufgeführt, ohne Angabe, wozu sie verbraucht worden. Er stellte daher zu andern Bemerkungen auch die Frage: „Wo sind die Nägel hingeschlagen worden?" Der Rechnungsführer, ärgerlich über das Erkundigen nach diesen Kleinigkeiten, schrieb kurz daneben: „Auf den Kopf."

Der begierige Zeitungsleser.

In London sah ein Reisender in einem Kaffehause einen Mann begierig alle Zeitungen in den verschiedensten Sprachen lesen und nach beendigter Lektüre hörte man ihn das tollste Zeug über die Tagesangelegenheiten sprechen. Der Reisende gab gegen seinen Nachbar seine Verwunderung zu erkennen. Dieser erwiderte ganz trocken: „O sehen Sie, mein Herr! der gute Mann hat einen Zeitungsrausch."

Geist.

Jemand zog vor einem Branntweinbrenner immer voll Ehrfurcht den Hut ab. Ein Bekannter fragte ihn, warum er diesem Menschen solche Höflichkeiten bezeuge. „Ein geistreicher Mann," erwiderte er, verdient die Achtung der ganzen Welt."

Nebel und Wolken.

Zu Einem, der ein Pflaster auf der Stirn trug, sagte ein Anderer: „Woher diese Wolke auf Deiner Stirn?" — „Ach, die ist noch vom gestrigen Nebel."

Chrüsibenz und Pintesobbi oder das Doppelgespenst.

(Mit einer Abbildung.)

„Un i säge der, es gitt G'spenster u wer „das laugnet, dä ist e Chätzer u het kei „Glaube!" — So räsonnirte Chrüsibenz hinter dem Schnapstische in der Straßenpinte und schlug mit der Faust auf den Tisch, daß die Gläser klirrten und mancher Gast erschrocken aus seinem Dusel auffuhr, denn es waren noch Viele bei Fusel-Anni, die die Wirthschaft führte, seit ihr Mann den Verstand vertrunken hatte.

„Numme hüppeli," warnte diese, „susch „k'heien ig ech allizämen use, isch es doch „schon e gute Rung nah den Elfe u der „Längsebel so nit der Grünst gege mi."

Dem Chrüsibenz war der Schnaps bereits oben aufgestiegen und „Nachgeben" stand längst nicht mehr in seinem Wörterbuch. Er fuhr daher fort, seine Gespenster, wenn auch ohne Gläsermusik, zu vertheidigen gegen Pintenjobbi, welcher ihnen hingegen das Leben absprach „Lueg, Jobbi, „du mast säge, was de witt, es gitt doch „G'spenster, das muß i wüsse u vor dem han „i Respekt. Für mini Widersacher mit Fleisch „u Bluet han i es Mitteli, das mer noh nie „verseyt het, es haut nit u chlepft nit — „aber für d'Gspenster han i nüt, das bi„kennen i u drum förchten i si. Aber dir „isch bös predige, du hest e kei Glaube." — Darauf schnellte Pintejobbi hervor: „Was „Glaube? e subere Glaube das, wenn „men a d'Gspenster glaubt! u sich d's „ganz Jahr dure i keir Chilche gseh laht. „Ja wolle! aber de derfür neben aben i „d'Versammlig schlycht, z'Nacht um Achti u „no später, wo sie kei rechte Pfarrer hei u „ne jiedere verloffene Fötzel der Bredikant „macht u d's Alt u d's Neu Testament dür„enandere chaflet, daß e keis meh weiß, göb „es e Judebub oder e Christemöntsch isch „Un ihm isch es oh gragglyh, was me glaubt, „wenn me nume dra glaubt, ihm sy lugge „Balg usz'stopfe u sys schmäderfräßig Mul „mit Wy u Chüchlene z'fülle."

Das hatte getroffen und Chrüsibenz war auf dem Punkte wieder aufzubrausen, aber ein einziger Blick Fuselannis gegen die Thür, dem er begegnete, brachte ihn wieder zu sich und so entgegnete er nur mit einem bittern Lächeln: „Du hest halt der Geist nit." Pintejobbi war aber nicht so leicht aus dem Texte zu bringen, wenn er einmal im Zuge war, er fuhr daher höhnend fort: „Mit „sammt dem! Jitz oh noh! Geist, Geist! „Was hest denn Du für ne Geist? daß Gott „erbarm! Der Branntewy-Geist hest „Du, me schmöckt der ne fry vo wytem a. „Häb emel Sorg bym Pfyffenazündte, daß „de mit dem Zündhölzli nit z'nach ane chunst, „süsch chönntist einisch a gah u noh selber „es fürigs Gspenst werde, du möchtist welle „oder nit. — Nume rüwig! mir b'chennis „enandere scho! — I will der jitz noh säge, „wo Du di Gspensterfurcht her hesch. Vo „dym schlotterige G'wüsse chunt sie „her, das so durchlöcherets ist, wie ne Spinn„huppele; Du förchtist Di vor em Tüfel „u meinst, d'Gspenster syge syni Adjudante „u wege dym Versammligelaufe müß er Dir „Stündigung gä bis a letschte Langnauer„märit — aber Du verrechnest Di — Du „schynheilige Kalfakter, das De bist" — —

Jetzt war Chrüsibenz's Geduld zu Ende. Wüthend fuhr er auf von der Bank und wollte thätlich über Pintejobbi herstürzen; da knarrte aber die Falle, und Längsebel stand unter der Thüre. Alles verstummte. Fuselanni kam sogleich mit einem Schoppen Rothen hervor, stellte ihn mit vielen Worten und Titeln „Herr Wachtmeister" hier und „Herr Wachtmeister" da, vor Längsebel hin, denn er war ein gefürchteter Polizeimann im ganzen Amtsbezirke, und dieser sagte zu, ihn anzunehmen, wenn sich das Zimmer leere, bis er ausgetrunken habe, nachher müsse Alles mit ihm, was noch da sei. Das wirkte. Pintejobbi ging, der Erste, hart an Längsebel vorbei und sie sagten sich gegenseitig gute Nacht. Im Hinausgehen flüsterte Chrüsibenz dem Fuselanni in's

Ohr, er könne es jetzt nicht bezahlen, aber morgen werde es dann wohl besser aussehen in seinem Geldbeutel; sie aber stieß ihn nur despektirlich zum Hause hinaus, denn er war der Letzte und stand schon längst auf der Kreide. Als sie allein waren, sagte Längsebel zu Fuselanni: er müsse heut dem nachgehen, es sei da etwas im Tiegel, Pintejobbi habe ihm ein Zeichen gegeben. „Miera „packet ne einist, dä uheimlich Burst, i will „gern mit dem nasse Schwumm über syni „Pöste fahre, wenn er mer nume abem Hals „chunt, er hätt mer längst d'Chunde vertribe, „wenn ihm der Jobbi nit d'Stange ghalte „hätt! Gut Nacht, Herr Wachtmeister."

Pintejobbi war nicht, für was man ihn hielt, seinem Namen nach. Er war bei einem kinderlosen und steinreichen Großbauer, zu oberst im Orte, Oberknecht und stand sich gut; er stellte sich aber auch jederzeit brav ein und galt große Stücke bei seinen alten Meisterleuten. Nur das „Pintenhocken" konnte er nicht lassen, woher er auch den Uebernamen bekommen. Man sagt, er habe das einer versprengten Liebschaft wegen so angefangen. Dabei überthat er sich aber niemals, trank nur Wein und keinen Schnaps und spielte nicht. Auf Chrüsibenz hatte er einen besondern Zahn, seiner Scheinheiligkeit wegen, und suchte ihm anzukommen, wo es thunlich war, auch hatte er ihm schon bei manchem böswilligen Streiche das Bein gestellt, daß er mißglückte und wußte ins Geheim mehr von ihm als Andere, mit Ausnahme des Längsebels. Diesen Tag, an welchem wir ihn des Abends mit Chrüsibenz bei Fuselanni trafen, waren beide Meisterleute verreist. Sie waren in ein bekanntes Bädli gefahren, Sie wegen der Rheumatismen und Er wegen dem guten Tische, den er dort fand und zur Abwechslung sich gar gern einige Wochen des Jahres gönnte, denn er „vermochte es ja" und seine Frau hielt ihn — alten Mann — etwas allzu hauslich bei dem einfachen „Ordinäri," so daß er sich denn die gebackenen „Förnli" und Pasteten tapfer schmecken ließ bei einer „Butelle Mehbessere" nnd gar nicht so bös war auf seines Aennis „Gsüchteni", wenn es in's Bad ging, so lieb ihm sonst die brave Frau war.

Wo aber ist wohl Chrüsibenz diese Nacht hingekommen — ist er etwa heimgetaumelt, um auszuschlafen? Weit gefehlt! das hatte eine so wohl ausgepichte Schnapsgurgel, einiger Gläschen von Fuselanni's Bäziwasser wegen, nicht von nöthen, das war wie Caffe. Er that nur so, als wäre er benebelt und stellte sich, als ginge er heimzu, bis Pintejobbi an ihm vorüber war und ihm noch zugerufen, er solle sich vor Gespenstern in Acht nehmen. Sobald er sich aber allein und vor jeder Entdeckung sicher glaubte, schlich er langsam auf Umwegen dem obern Dorfe zu, fluchte heimlich dem Pintejobbi alle Zeichen über den Hals: „Wart nume! „Dir will i noh einisch d's Spotte curiere „mit mym Mitteli" — und verschwand um die Wohnung des Großbauern, von dessen Abreise ihn Pintejobbi, wie zufällig, unterrichtet hatte.

Als es bereits nahe an Mitternacht war und weit und breit Alles im Frieden des Schlafes ruhte, auch im Hause Alles still war, daß man seine eigene Sackuhr ticken hören konnte, da krachte es auf einmal vor dem Stubenfenster des Großbauern und ein Laden ging auf von außen. Als dieß versurrt hatte, hörte man nach einer Weile einen leisen, zischenden Ton, wie wenn der

Glaser mit dem Diamant über eine Scheibe fährt, dann ward wieder Alles still. Bald darauf krachte es wieder, aber viel schwächer als das erste Mal und ein feiner Nachthauch strich durch das Zimmer; dann langte ein Arm durch eine ausgehobene Scheibe herein, das Fenster ging auf und — Chrüsibenz stand im Zimmer. Dieß war das Privatgemach des Großbauern, wo er seine Schätze im Büreau verwahrt hatte und seit vielen Jahren allein schlief. Das Bett stand hart an der Thüre, die dem Fenster gegenüber am andern Ende des Zimmers war und vor dem Bett lag die Schlafdecke des Haushundes, der des Nachts zu dem Meister hereingenommen wurde, ein Kapitalthier an Verstand und Wachsamkeit.

Zuerst zünoete nun Chrüsibenz ein Spirituslämpchen an, dessen Docht aus dem Fingerlein eines todtgebornen Kindes bestand, das mit Baumwolle umwickelt war; denn das soll bei heimlichen Geschäften „bsunderbar gut" sein, um nicht gestört zu werden. Dann ging er an das Büreau, das er mit einem Dietrich öffnete; denn er wußte schon Bescheid im Zimmer herum, war er doch früher selber Knecht beim Großbauern, wo er einst, eines bösen Verdachtes wegen, jählings ausbezahlt und verjagt wurde. Pintejobbi war sein Nachfolger. Nun ging es an das Erlesen des Büreaus — Schieblade um Schieblade. Da kamen Quittungen und Rechnungen zum Vorschein, die schob Chrüsibenz wieder zu; dann unter unbedeutenden andern Papieren eine Rolle alter österreichischer Dukaten, mehrere Rollen Maria Theresia Thaler, die man im Pferdehandel gut brauchen kann, auch Rollen mit Napoleons, alles wohl überschrieben mit Sorte und Valor; dann in einem andern Fache eine große alte Brieftasche von rothem Saffian, mit Banknoten von vielen Tausenden, mit Staats- und Eisenbahnactien und Obligationen nebst andern zinstragenden Werthpapieren, sammt ihren Couponsblättern. Das steckte Chrüsibenz sogleich Alles zu sich. Dann nahm er sich eine Prise aus einer alten Dose, bekam aber einen pfefferstarken Bresil in die Nase, daß er auf einmal überlaut nießen mußte.

Da ertönte gleich darauf ein dumpfes „Helf der Tüfel!" von der Thüre her, daß Chrüsibenz mehrere Schritte vom Büreau weg ins Zimmer zurück fuhr und mit dem Ausruf „Wer ist da?" unwillkürlich sein langes Messer — das Mitteli — hervorzog und steif nach der Stelle hinlauerte, wo die Stimme hergekommen. Dort rührte sich aber etwas hinter dem Bette hervor, daß ihm das Blut in den Adern erstarrte. Unten ein Paar feurige Augen in schwarzer Umhüllung und hoch darüber eine riesengroße schwarze Gestalt mit Bockshörnern, kamen langsam auf ihn zu, ohne einen Laut von sich zu geben; da wollte er sich zum Fenster hinaus flüchten — allein er fand den Laden wieder zugeschlossen und wie eine Mauer versperrt. Jetzt wurde ihm klar, daß eine überirdische Macht da die Hand im Spiele und er es nicht mit Fleisch und Blut zu thun habe. Da fiel er auf einmal in der entsetzlichsten Seelenangst auf die Knie nieder und flehte das Gespenst mit aufgehobenen Händen um Erbarmen an: „Oh, „Oh! Großmächtige Herr! nume nit so „erschröckelich! i will ja, i chume ja, i ha „ja myner Lebtig an ech glaubt u süsch a „nüt angers, Großmächtige Herr! u han „ech ja z'Wille g'lebt, was i ha vermöge — „u bi ja just wieder dra in euem Name"

— — — So und dergleichen gottlosen Unsinn mehr jammerte der Unselige durch einander, bis plötzlich etwas schnellte und er Aug an Auge in die feurigen Blicke starrte, während ein offener Rachen ihm an die Gurgel fuhr, daß er rücklings zu Boden stürzte und die Besinnung verlor.

Als Chrüsibenz wieder erwachte, fand er seine Hände in Eisen, das Gespenst verschwunden, das Zimmer hell erleuchtet und vor ihm — Pintejobbi und Längsebel, nebst des Großbauern Ringgi, dem Haushunde. Jetzt wollte das Jammern von neuem wieder angehen, allein Längsebel machte kurzen Prozeß. „Schwyg jitz!" — herrschte er Chrüsibenz an — „u wenn d'nit „akkerat thust, was i bifihle, su lue de, mer „hey di flagratimm ertappt, es chunnt „jitz numen uf my Bricht a." Nun mußte Chrüsibenz angeben, wo alle die herausgenommenen Gegenstände hingehörten, worauf sie Längsebel wieder sorgfältig in ihre Fächer that, das Büreau mit Chrüsibenz's Dietrich verschloß, diesen zu sich steckte und dann mittelst eines Bändels, den er um das ganze Möbel herumschlug, versiegelte, so wie auch das Fenster. Dann befreite er sämmtliche Taschen des Arrestanten ihres Inhalts auf das Gründlichste, nahm auch das Messer zu sich und versiegelte, nachdem sie alle das Zimmer verlassen, auch dessen Thüre, worauf er dem Pintejobbi noch mit einem bedeutsamen Blicke die Hand schüttelte und mit Chrüsibenz dem Amthause zu ging.

Des andern Morgens in aller Frühe sandte Pintejobbi einen Expressen mit dem Wägeli in's Bad, worauf Nachmittags der Meister schon wieder anlangte und sogleich den Längsebel kommen ließ. Dieser mußte ihm nun Alles umständlich berichten, was sich beim Einbruche zugetragen, wie sie es angestellt hätten und wie sich Jobbi dabei benommen. Dann durchgingen sie Alles, was Chrüsibenz in den Händen gehabt. Auf das Genauste controlirte der Großbauer den Inhalt der wiedergebrachten Brieftasche mit seinen Verzeichnissen, die er mit besonderer Freude unentdeckt fand, und zählte die Geldrollen. Dann verschloß er wieder Alles in das Büreau, als er gefunden, daß ihm auch nicht ein Fränklein abhanden gekommen war, holte eine Flasche Alten aus dem Keller und schloß den Abend ganz allein mit Längsebel, dem er dann zum Abschied noch ein prächtiges Trinkgeld zusteckte. Tags darauf verfügte sich der Großbauer selber auf das Amthaus, sah dann zu Hause noch Allem nach und sagte zuletzt beim Abfahren zu Pintejobbi, dem er bis diesen Augenblick keine Silbe gegönnt hatte: „Jitz ist Alles wieder im Gläus. „Bis mer wieder ume chöme, schlafst Du de „sidher i myr Stube, i mym Bett, d'sBäbi „weiß es. Dem Ringgi gib es Würstli, „drei Tag hinger enangere, er hett si föli gut „ghalte." Und fort fuhr er.

Chrüsibenz kam vor die Assisen. Diese sprachen das „Schuldig" und zwar — oh Wunder — ohne mildernde Umstände. Des Messers und noch anderweitiger, in der Untersuchung herausgekommener Geschichten wegen, lautete das Urtheil auf 8 Jahre Zuchthaus. Diese erlebte aber die Schnapsgurgel nicht mehr. An keine rechte Arbeit gewöhnt, konnte man ihn weder zur Feldarbeit, noch zu anderer abwechselnder Beschäftigung brauchen. Da mußte er Garn spuhlen und Wolle charden, bekam dazu — statt Bätziwasser — Lauterbrunner und Milch, wenn es gut ging und fiel dabei nach und nach von den Kräften und aus den Kleidern,

bis sie ihn nach kaum zwei Monaten auf die Anatomie brachten.

Als des Großbauers nach vollen vier Wochen, beide kugelrund, von ihrem Bad wieder heimgekehrt waren, ließ der Meister eines Abends den Pintejobbi in sein Zimmer kommen und sagte zu ihm: „Jobbi — „es steckt der öppis im Chrage, gib's füre." „Warum?" fragte Jobbi. „I gseh der's a, „gib's füre, sägen i" wiederholte der Meister. „He nu!" brummte Jobbi, „su gät „mer d's Büchli u schrybet de grad my Ab„schied dry — das hani im Chrage — jitz „wüßet der's." Darauf meinte der Meister, es werde nicht so pressieren; allein Jobbi war anderer Meinung, stellte sich trotzig vor das bekannte Büreau und sagte barsch: Als sie ihm das Vreneli aus den Augen gethan hätten, vor vier Jahren, da habe er seinen Verdruß niedergearbeitet, weil er gedacht, es sei seines Meisters Bruderskind und die Meisterin seine Gotte, er, Jobbi, aber nur ein armes Knechtli — „Aber luegit, Mei„ster, wo Dir mer nah d's Chrüsibenzes „Ybruch nüt angers heit z'säge g'ha, als: „gib de dem Ringgi es Würstli — är het „si söli brav g'halte — da het's g'chlepft „zwüschen üs Zweene — u dä Riß bringt „Niemer meh z'sämme." „Bringt's de?" sagte der Großbauer. Jobbi war aber wieder einmal im Zuge und fuhr daher immer heftiger werdend fort: „Han i doch d'selb„mal nüt mingers müesse machen, as der „lybhaftig Tüfel, für dem g'fährlige „Burst chönne ubschadet z'Lyb z'cho — mit „dem Steibocksgring dusse — daß es mer „fry vor mer selber gruset het." „Het's „der de?" antwortete der Meister und zog einige Fünffränkler hervor, die er Jobbi in die Hand drücken wollte; dieser wies ihn aber kurz ab mit den Worten: „s'brucht „si nüt desse, Meister! für ne Chnecht, der „na siebe Jahre ehrliche Dienst noh minger „g'ästimiert wird, as e Hung. D's Büchli „wotti, wenn der tütsch chönnet, bi euch han „i usgknechlet, das isch gschwore, bi Gost!" Da fragte der Meister, wo er denn hin wolle und ob er etwa Lehenmann werden wolle? Das schnitt ein. „Was bim Tonner? Dir „weyt mi no foppe? das hätt mer noh gmang„let!" schrie Jobbi, „furt wott i — je eher „je lieber u je wyter dest besser — miera „i d's Elend."

Da erschien auf einmal die Großbäurin unter der Thüre, stemmte die Fäuste in die Hüften, schaute Jobbi scharf an und sagte dann: Sie habe Alles gehört, ihr Mann treibe es zu weit, aber sie lasse einen braven Burschen nicht so mir nichts, dir nichts in's Elend laufen; wer denn sage, daß er nicht „g'ästimiert" sei? Sie wolle ihm das Gegentheil beweisen, er solle nur mit kommen. Nun führte sie ihn in die neu eingerichtete Behausung in der Scheune und fragte Jobbi, ob er denn da nicht wohnen möchte, „selbander wit noh Oepperem?" und schaute gar pfiffig auf eine verschlossene Nebenthüre.

Jobbi aber machte große Augen, wurde bald feuerroth, bald kreidenweiß und schrie endlich, mit beiden Händen in seine Haare fahrend, laut heulend gerade vor sich hinaus: „Jitz noh gar d'Meisteri, wo doch geng wie „ne Mueter für mi gsy isch! Oh Vreneli, „oh Vreneli! sie wey mi noh umbringe!" so daß die Meisterin übel darob erschrack und kaum mehr wußte, was anfangen. Jedoch bald gefaßt, wie sie es gewohnt war, vertrat sie ihm den Weg nach der Thüre, wo er hinausstürzen wollte und sagte in halb vorwurfsvollem, halb begütigendem Tone:

Chrüsibenz und Pintesobbi.

„Nu, nu, Jobbi, mach jitz nit z'vollmig der „Löhl! — Merkst de denn nüt, du Galli, „das de bist? Vreni, Vreni, chum du mer „z'Hülf u setz ihm der Gring wieder, wo „ner hibg'hört" Da ging die Nebenthüre auf und Jobbi's Vreneli stand leibhaftig vor ihm. Sie schaute ihn mit hellen, freundlichen Augen an, nahm ihn bei der Hand und sagte lachend: „Ja, Jobbi, s'isch alles „richtig, wie's d'Gotte gseit het, häb nume „Vertraue, sie wey der die Bhusig u d's Gut „i d's Leche gä u mi noh derzu, we de mi „noh magst." —

Jetzt wußte sich Jobbi nicht mehr zu helfen vor Freude, wußte nicht, ob er wache oder träume, ob er sein Vreneli oder seine Meisterin mehr herzen sollte und konnte nichts hervorbringen als „Herr Jiesis! Herr Jie„sis! isch's mugli, isch's mugli!" Endlich fragte er nach dem Meister. Da hörte er eine Stimme hinter sich: „He da stangen i „ja scho lang u warte, göb der Cher nit oh „bald a mi well cho? — Ja fryli, Jobbi, „es isch mugli un es isch e so, wenn d'witt. „Hesch öppe gmeint, i söll di oh mit eme „Würstli abfinge, wie der Ringgi? oder „mit eme Paar Napeliung, wie der Läng„sebel? dafür daß Du nis hesch d's halb „Vermöge g'rettet. — Nih, Jobbi, sölig „Uhüng sy mer de nadisch noh nit. Hesch „de nüt gmerkt, daß i di ha machen i mym „Bett z'schlafe? He!" Darauf nahm er Vreneli bei der Hand „Da hiht enangere! „gät mer Acht uf d's Läche u lueget öppe zu „nis." — Die Meisterin aber sagte, sie habe wohl gewußt, daß noch am Ende alles so kommen werde, aber die Tauben dürfe man nicht zu den Erbsen einsperren, darum hätten sie das „Meitschi" fort gethan; denn ihn, Jobbi, hätten sie nicht entbehren können. Jetzt aber seien sie auf der alten Seite, sehnten sich nach Ruhe und da habe nun der Einbruch des Chrüsibenz den Ausschlag gegeben. „He ja, sagte der Meister dazwischen, wyl Du Di doch verschwore hesch, nümmeh welle z'chnechtle bi mir." Und wann sie sich zusammen gut einstellten, so könnten sie einst noch selber Meisterlüt werden.

Jetzt war helle Freude bei Großbauers oben im Dorf. Jobbi wußte vor Beschämung nicht Worte zu finden, um genug zu danken und als nach drei Wochen die Hochzeit war und sie alle aus der Kirche kamen, klopfte ihm der Meister erst recht tüchtig auf die Schulter und sagte: „Aber gell, jitz „lascht du mer der Pintejobbi bym Fu„selanni u blybst mer z'Vrenis Job„bi?!" — worauf er ihm herzlich die Hand schüttelte und noch lange vergnügt über sein eigenes Wortspiel lachte Noch spät am Abend, als Alles beim Schmaus sich gütlich that und Längsebel mit Jobbi gerade daran war, das Ereigniß des Einbruchs zum zehnten Mal wiederzukäuen, erhielt ersterer durch den Landjäger ein Telegramm, das ihm den am Morgen erfolgten Tod des Chrüsibenzes anzeigte. So hatte die Vorsehung es gefügt — zum warnenden Beispiel für Alle.

Von nun an aber lebte Jobbi mit seinem Vreneli glücklich und im Frieden auf ihrem schönen Leben beisammen, pflegten in Treue und Dankbarkeit ihre alten Wohlthäter und zogen, als diese endlich nach vielen Jahren, kurz nach einander von hinnen geschieden, als Erben ihres ganzen schönen Vermögens mit zahlreicher Familie in das Stammhaus hinüber, wo sie nun selber „Meister und Meisterin" waren.

Sechsunddreißig.

Man machte Jemanden den Antrag, er möchte eine Wittwe von 36 Jahren heirathen. „Ach," erwiderte er, „wenn es einmal 36 Jahre sein sollen, so wären mir 2 Mädchen, jedes mit 18 Jahren, lieber."

Ein ungarischer Edelmann

stellte seine Frau und seine Tochter mit den Worten vor: Ich habe die Ehre, Ihnen meine Frau und meine Tochter zu präsentiren. Die Jüngere ist die Tochter.

Wasser und Bier.

„Ist das nicht ein vortrefflicher Trank?„ fragte ein Wirth seinen Gast, der sich eine Flasche Bier hatte geben lassen. „Ach ja," antwortete dieser, „das Wasser wäre stark genug, wenn nur mehr Bier darunter wäre."

Der letzte dumme Streich.

Ein Herr, der ein ziemlich unordentliches Leben geführt hatte, verheirathete sich. „Nun ist der wichtige Schritt geschehn," sprach ihm die Schwiegermutter nach der Trauung in's Gewissen, „ich hoffe, daß Sie keine dummen Streiche mehr machen werden."— „Gewiß nicht," betheuerte der junge Ehemann, „ich verspreche es Ihnen, daß dieß der letzte sein soll."

Pause.

Ein alter phlegmatischer Holländer ritt über eine Brücke nahe bei Mastricht, drehte sich nach seinem Reitknechte um und fragte: „Adam issest du gerne Eier?" — „Ja wohl, Mynheer!" — Hier hatte das Gespräch ein Ende. Gerade ein Jahr nachher ritt derselbe Herr wiederum in Begleit seines Dieners über dieselbe Brücke, wendete sich um und fragte weiter: „Aber wie?" — „Weich gesotten, Mynheer!" war die Antwort.

Ein guter Trost.

Einem Seifensieder waren aus seinem Laden eine Menge Kerzen gestohlen worden. Er beklagte sich gegen einen Bekannten darüber und schloß endlich: „Mein Trost ist nur, daß sie doch endlich noch an's Licht kommen werden." „Wenn auch das nicht," erwiderte sein Freund, „so ist doch Nichts sicherer, als daß das Licht an sie kommen wird."

Ein Friedliebender.

Es erzählte Jemand in einer Gesellschaft, wie er sich auf eine plumpe Art habe betrügen lassen und setzte dann hinzu: „Nicht wahr, ich war doch ein rechter Esel?" — „Um nicht mit Ihnen in Streit zu gerathen, mag ich's nicht widersprechen," erhielt er zur Antwort.

Schlechter Fund.

Vater: Nun wo kommst du her, Julie?

Julie: Vom Markt und was meinst du denn, was ich da gefunden habe?

Vater: Nun! etwa gar einen Geldbeutel?

Julie: Nein, daß Alles sehr theuer ist.

Alte Regel.

Säe Korn Aegidi,
Haber, Gerste Benedikti,
Säe Flachs und Hanf Urbani,
Wicken, Rüben Kiliani,
Viti Kraut, Erbsen Gregori,
Linsen Philippi Jakobi,
Grab Rüben Vincula Petri,
Schneid Kraut Simonis und Judä,

Fang Wachteln Bartholomä,
Heiz warm Natali Domini,
Iß Lammsbraten Blasi,
Gute Häring Oculi mei,
Trink Wein per circulum anni!

Frommer Wunsch.

Eine Gemeinde erhielt eine neue Feuerspritze. Als dieselbe probirt wurde, wurde ihre Wirkung so stark befunden, daß ein Bauer ausrief: „Nein, das ist doch eine herrliche Spritze; wenn nur auch bald wo Feuer wäre!"

Das deutsche Bundesschießen in Wien, 1868.

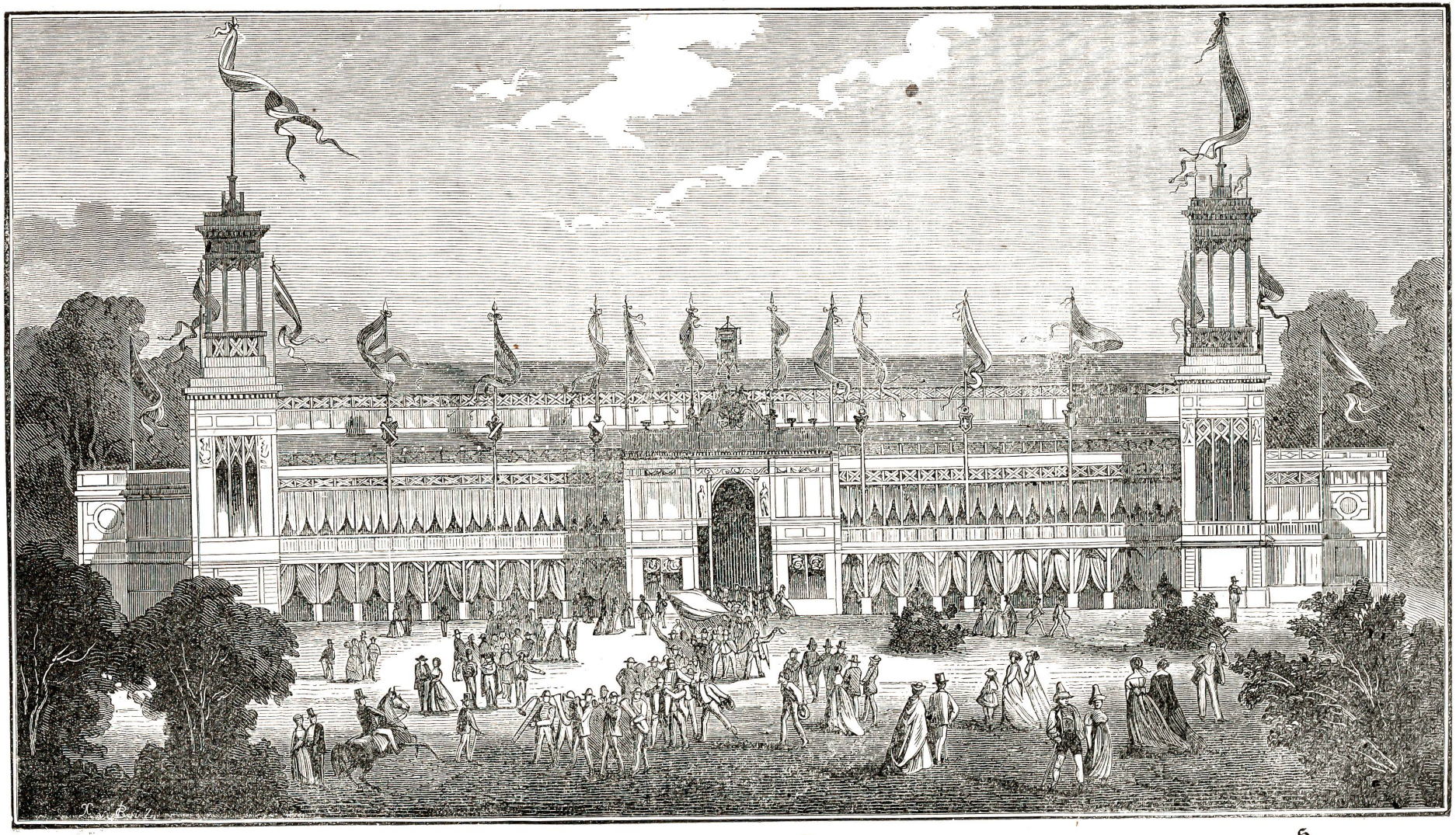
(Mit einer Abbildung.)

An die Schweizerschützen war, wie bei den frühern, nach dem Vorbild eidgenössischer Ehr- und Freischießen gestifteten deutschen Bundesschießen zu Frankfurt und Bremen, auch dies Jahr eine besonders freundliche Einladung ergangen, an dem Schießfeste in Wien recht zahlreich Theil zu nehmen. Nach Absendung mehrerer schöner Gaben aus der Schweiz nach Wien versammelten sich unter der Anordnung und Leitung des bisherigen eidgenössischen Centralkomites von Schwyz einige hundert Schweizerschützen in Zürich, welche am 24. Juli 1868 von dort abreisten und auf ihrer Fahrt bis nach Lindau schon auf nahe an 500, in Wien aber bereits auf eine stattliche Schaar von 600 angewachsen waren. Unterwegs schlossen sich die deutschen Schützen von allen Seiten an, die Vorarlberger, die Schwaben und Bayern u. s. w. In friedlichem und freundnachbarlichem Verein der vielen Tausende aus so verschiedenen Volksstämmen, ging die rasche und fröhliche Fahrt über Augsburg, Salzburg, Linz, wo die Gäste von den Oestreichern festlich empfangen wurden, das schöne Donauthal hinab nach der Kaiserstadt, in welcher die Schweizer nach einer 36stündigen Fahrt, Samstags den 25. Juli, Abends 6 Uhr anlangten und ehrenvoll und herzlich bewillkommt wurden. Von einer unabsehbaren Menschenmenge jubelnd begrüßt, zogen sie unter klingendem Spiel mit flatternden Fahnen in die Hauptstadt des Reiches ein, mit dem unsere Väter so manchen blutigen Strauß ausgefochten, bis Frieden, Freiheit und bessere Einsicht die nachbarlichen Völker zu guten und lieben Freunden umgeschaffen haben.

Das den Schweizern angewiesene Quartier war der sonst unbewohnte, mit Militärbetten und den nöthigen Bequemlichkeiten ausgestattete große Esterhazypalast, wo sie sich vortrefflich befanden. Viele benutzten noch den Abend, um der Aufführung des „Wilhelm Tell" im Hofopern-Theater beizuwohnen, die meisten aber, um der gastlichen Einladung und Bewirthung der in Wien angesessenen Schweizer, namentlich des schweizerischen Gesandten „v. Tschudi", in einem berühmten Biergarten (Dreher) Folge zu leisten.

Am 26., Vormittags 9 Uhr, ordnete sich der große Schützenzug von beiläufig 12,000 Mann und setzte sich nach dem Schießplatz im Prater in Bewegung. Nach dem Vortrab, welcher aus den Ehrenkomites, Präsidenten und Vorständen, Zugskommandanten, Herolden, Pannerträgern, Zeigern, Zielern und Warnern mit ihren Trompeten, Trommeln und Pfeifen, alle in altdeutscher Tracht, so wie aus dem berittenen Schützenkorps der Wienerbürger und den Turnern als Ordnungspolizei, zusammengesetzt war, kam an der Spitze des Hauptzuges, gleichsam am Ehrenplatz, das Schweizerschützenbataillon, von einem schweizerischen Obersten geführt, militärisch geordnet, 8 Mann hoch, „in einfacher, dunkler bürgerlicher Tracht, den leichten Strohhut mit Alpenrosen geschmückt, keck auf dem Ohr, den Stutzen mannhaft in der Schwebe, in festem Schritt und Tritt, gleichmäßig stramm im Takte marschirend"; so beschrieben nämlich die Wienerblätter unsere Landsleute. Ueberall auf dem stundenlangen Wege, durch die mit Palästen, öffentlichen Gebäuden, Statuen, Alleen und Plätzen gezierte

Das deutsche Bundesschießen in Wien im Jahr 1868.



H

Ringstraße, welche in weitem Bogen, wie die Boulevards in Paris, aber schöner, die innere Stadt Wien umgibt, und weiter durch die Jägerzeile bis zum Prater, empfieng und begleitete sie ein endloses „Hurrah und Hoch den freien Schweizern" und ein rastloses Winken der reizenden Wienerinnen mit Tüchern und Blumen, von den Schweizern mit stürmischen Gegengrüßen und Schwenken der Hüte erwidert. Außer den Schweizern, welche wohl als Stellvertreter des freien Landes, die Lieblingsgäste der Oestreicher zu sein schienen, erregten besonders die Tyroler (1500 Mann) und die Steyrer, mit ihren mannigfaltigen malerischen Trachten, alten Pannern und alterthümlichen Stutzen, Interesse; ferner die treuen Sachsen, die Frankfurter und selbst die Berliner, diese „weil sie gekommen, trotz alle dem." Zwei Stunden lang dauerte der Zug der Schützenschaaren mit den Pannern fast aller deutschen Länder und Städte und vieler des Auslandes. Man konnte mit dem Dichter sagen:

„Wer zählt die Völker, nennt die Namen,
„Die festlich hier zusammenkamen?"

Auf dem Schwarzenbergplatz fand die feierliche Uebergabe des großen deutschen Schützenpanners mit dem Reichsadler, das auf einem eigenen Wagen mit 4 Pferden gezogen werden mußte, vom bisherigen Centralpräsidenten Schröter von Bremen an den Bürgermeister von Wien statt. Dann ging der Zug weiter nach dem Festplatz. Um 3 Uhr begann das erste Banket in der Speisehalle mit 6000 Gästen und wohl ebensoviel Zuschauern, bei welchem Anlaß ein östreichischer Minister (des Innern), Dr. Giskra, mit der kräftigsten und freisinnigsten Rede, welche wohl je von einem solchen ausgesprochen wurde, das Fest und die Reihe der Toaste eröffnete und einen Sturm des Beifalls hervorrief, von welchem der kühne Bau zu erzittern schien.

Betrachten wir unterdessen den Festplatz und die denselben umgebenden Prachtbauten, wie sie so schön wohl noch auf keinem Volksfeste vorgekommen sind.

In dem berühmten, auf den Inseln der Donau liegenden Prater, einem von prächtigen Baumreihen, Gebüschen, Spazierwegen und weiten Rasenplätzen bedeckten Park, war ein längliches Viereck von 600 Klaftern Länge und 250 Klaftern Breite, bei 140 Jucharten umfassend, abgesteckt und von Barrieren und Gebäuden umgeben. Den Eingang bildet ein vom Doppelaar überragtes Portal mit 3 hohen Thorbogen, zwischen 2 Thürmen und anstoßenden zierlichen Nebengebäuden, für die Kassen- und Wechselstuben, Feuerwehr- und Schützenwache, Post und Telegraphenbüreaus. Schreibezimmer, Lesehallen und Kaffehaus. Durch das Portal eingetreten, erblickt man den weiten Platz, einem englischen Garten ähnlich, vor sich; in der Mitte die kolossale, 7 Klafter hohe Bildsäule der „Germania" und weiter gegenüber die im großartigsten und zierlichsten Styl erbaute Speisehalle mit 3 Schiffen, 336′ lang, 202′ tief und im Mittelschiff bei 70′ hoch, an den 4 Ecken von schlanken, leichtdurchbrochenen Thürmen flankirt, auf der Vorderseite ein prächtiger Mittelbau, mit hohem Portal und 20 offenen Eingangsbogen zu beiden Seiten. Im Innern ziehen sich unter den Seitenschiffen und an beiden Schmalseiten Gallerien um das Mittelschiff, für 3000 Zuschauer, während der Raum unten mit Tischen für 6—7000 Gäste besetzt ist. Alles in der edelsten und geschmackvollsten Holzkonstruktion, zum Theil bemahlt und mit Draperien, Kränzen, Wappen und Fahnen geschmückt. 21 große Gasleuchter mit je 100 Flammen hängen in der Mitte des Schiffes, während tausende von Gasflammen an den Säulen und Gesimsen leuchten. Daß die Rednerbühne und die Tribünen für die Musiken nicht fehlen, kann man sich denken. Sogar für einen Tanzplatz war gesorgt. Hinter der Halle befanden sich die gewaltigen Wirthschaftsräumlichkeiten, Küchen, Keller u. s w. An der rechten Seite des Vierecks erblickt man auf einer geräumigen Terasse den Gabentempel, ein thurmartiger Kiosk mit Seitenflügeln, wo die prachtvollen, zahlreichen Gaben aller erdenklichen Arten, im Gesammtwerthe von mehr als 600,000 Gulden, ausgebreitet sind. Die linke Seite des ganzen Platzes nimmt die 210 Klafter lange, niedrige Schießhütte ein, in der Mitte und an

den Enden von höhern thurmartigen Bauten überragt, wo die weiterhin am Rande eines Wäldchens liegende Reihe der 150 Scheiben überblickt werden kann, von denen 64 zu Standscheiben, 80 zu Feldscheiben, 4 zu Infanterie- oder Wehrmannsscheiben und 2 als Schnellfeuerscheiben, zu Erprobung der Schnelligkeit und Trefffähigkeit der zahlreichen Hinterladergewehre, bestimmt sind. Die Anordnungen und Einrichtungen des Schießstandes wurden einstimmig gelobt. Ungeachtet des ungeheuren Zudrangs der Schützen zeigten die Schweizer ihre bis jetzt behauptete Meisterschaft und errangen während ihrer Anwesenheit von den 1000 Nummernbechern 185 derselben, wovon auf den Feldscheiben 112, im Stand 29 und auf der Wehrmannsscheibe 44 gewonnen wurden, von welchen auf die Kantone Bern 22, Zürich 17 und St. Gallen 24 Becher fielen und eine beträchtliche Anzahl der kostbarsten Ehrenpreise, deren nähere Beschreibung, so wie die Namen der Gewinner hier zu viel Raum einnehmen würden. Aus gleichem Grunde müssen wir uns begnügen, das bunte und fröhliche Leben und Treiben der Hunderttausende auf dem Festplatz und in der Speisehalle, Mittags und Abends, die gehaltenen Reden und Toaste wie die stattgefundenen Conzerte, Bälle und Festlichkeiten nur mit wenig Worten anzudeuten.

Die kräftigen und volksthümlichen, aber auch gemüthlich ansprechenden und maßvollen Toast- und Abschiedsreden der Schweizer, wie Rybi aus Thurgau, Hedinger aus Schwyz, Dr. Kaiser aus Zug und alt Landammann Curti aus St. Gallen, fanden großen Anklang und begeisterten Beifall. Ueberhaupt wurden die Schweizer mit liebenswürdiger Freundlichkeit überschüttet. Dr. Eckart brachte eine warme Toastrede auf die Schweiz und die Schweizer aus, welche von der ganzen Volksversammlung mit ungeheurem Enthusiasmus aufgenommen wurde. Am 31. Juli sandten sie denn auch eine Deputation an den Bürgermeister von Wien, um dieser Stadt und ihren Bewohnern den herzlichsten Dank abzustatten. Von den in Wien lebenden Schweizerinnen wurde die eidgenössische Fahne mit einem prächtigen Kranz geschmückt. Am 30. besuchte der Kaiser von Oestreich den Festplatz, leerte in der Speisehalle einen Pokal auf das Wohl der Schützen und ihrer Gäste und sprach gehaltreiche Worte. Im Schießstand schoß der Kaiser zur Scheibe. Der erste Schuß war der beste Treffer, die andern folgenden immer weniger gut, so daß er lächelnd sagte, er müsse aufhören heute, sonst komme es immer schlimmer, bis er die Scheibe nicht mehr treffe. Das Wetter war an diesem Tag übrigens ungünstig.

Am 1. August war Ball in der großen Halle und dann ein prachtvolles Feuerwerk, bei welchem „Wilhelm Tell" und „Andreas Hofer", der Tyrolerheld, in kolossalen Gestalten, von strahlendem Glanze umgeben, erschienen. Am gleichen Tag machten über 1000 Schützen eine Lustfahrt auf der berühmten Eisenbahn über das Semmeringgebirge. Am 4. August nahmen die noch anwesenden Schweizer mit ihrer Fahne feierlichen Abschied von Wien, begleitet von den herzlichsten Wünschen des Comite Präsidenten Dr. Kopp, auf welche Eberle von Schwyz angemessen erwiderte und die Oestreicher und die übrigen deutschen Schützen auf das nächstjährige schweizerische Ehr- und Freischießen in Zug einlud. Am 5. hielt noch der berühmte Staatskanzler, Freiherr „von Beust", von der Tribüne zum trefflichen Schluß eine Toastrede auf Friede, Versöhnung und Freiheit. Endlich am 6. August fand die öffentliche Preisvertheilung statt und ging das Wienerbundesschießen von 1868 zu Ende.

Der Engländer Kriegszug nach Abyssinien und Kaiser Theodors Untergang und Tod.

(Mit einer Abbildung.)

Das Reich des „Negus" oder Kaiserreich Abyssinien, im Morgenland „Habesch" genannt, ist ein bis vor Kurzem nur Wenigen, kaum dem Namen nach bekanntes großes Land in Afrika, südlich von Aegypten und Nubien, an den obern

Der Engländer Expedition nach Abyssinien.

Seitenquellen und Zuflüssen des Nils gelegen, von einer zwar schwarzen, doch schönern und stattlichern Menschenrace als die übrigen Neger sind, bewohnt. Die Bevölkerung, im Verhältniß zu der Ausdehnung des Landes gering, steigt indeß auf einige Millionen und bekennt die christliche Religion, welche im 4. oder 5. Jahrhundert unserer Zeitrechnung eingeführt worden sein soll, jedoch infolge der Abgelegenheit des Landes und der Trennung von der übrigen Christenheit durch heidnische und muhamedanische Völker ziemlich von den europäischen Bekenntnissen abweicht, mit vielen heidnischen und abergläubischen Gebräuchen vermischt ist und von einer wenig gebildeten Priesterschaft gelehrt und ausgeübt wird. Doch bietet sie immerhin den Keim besserer Lehren als die Religionen der umliegenden Völkerschaften dar. In den frühern Zeiten des Mittelalters war der Fürst zugleich auch der oberste Priester oder Patriarch, deßhalb sprach man lange Zeit in Europa vom „Reich des Priesters Johann," ohne es näher zu kennen. Griechen und abendländische Fürsten und seefahrende Völker schickten Abgesandte nach Abyssinien und suchten daselbst Verbindungen und Einfluß, ohne großen Erfolg. Vor einigen Jahrhunderten, nach 1500, gelang es den Portugiesen und Missionären, einzudringen. Viele Bewohner und selbst Fürsten wurden katholisch, fielen jedoch wieder ab. Die zu jener Zeit in Gondar, welches noch jetzt die Hauptstadt des Landes ist, erbauten Paläste, Schlösser, Thürme und Ringmauern wurden in den unaufhörlichen innern Kriegen zerstört und fielen in Ruinen, die sich noch immer stattlich ausnehmen. In dieser Gegend, welche die mittelste Provinz und das Herz des Landes bildet, liegt der große See „Tschana", in welchen viele Ströme fließen; die zweite Stadt und Festung Debra Taror, Gaffat und Magdala sind abwechselnd Residenzen des „Negus" oder Kaisers. Von Gondar zieht über die genannten Städte nach Magdala ein ziemlich guter Verbindungsweg, am Fuße einer langen Gebirgskette hin, jenseits welcher, nördlich die Provinz Amhara liegt. Nordöstlich von dieser, am nächsten bei dem rothen Meer und den Seestädten Massowa und Zulla findet man Tigre, mit eigenem Fürsten und den Hauptstädten „Adowa" und „Axum," letzteres schon von den Römern gekannt. An den südöstlichen Gränzen des Reichs liegt Shoa.

„Dschetschatsch Kasai," einer Fruchthändlerin Sohn, aber von fürstlicher Abstammung, wurde zuerst ein berühmter Krieger, dann als solcher der Tochtermann eines Unterfürsten und Ministers „Ras Ali," stürzte zuerst diesen, seinen Schwiegervater; sodann den damaligen Negus selbst und schwang sich auf den dessen Thron unter dem Namen „Theodorus" im Jahr 1855.

1855 – 60. Anfänglich zeigte Theodor, wiewohl ehrgeizig, einige gute Eigenschaften; er schaffte Sklaverei, Vielweiberei und das Räuberwesen ab, stellte, soweit möglich, den Landfrieden her, ließ Handwerker und Künstler kommen und gestattete Missionären und andern Reisenden den Eintritt in sein Land. Er ordnete sein Heer, verschaffte ihm bessere Bewaffnung, suchte sich zu belehren und stand mit dem englischen Konsul in Massowa, „Plowden", auf gutem Fuß. Dieser begleitete ihn häufig auf seinen Zügen durch's Land, bis er von Eingebornen ermordet wurde, an denen Theodor furchtbare Rache nahm.

1861. England schickt einen neuen Konsul, „Cameron", nach Massowa, mit der Weisung, sich neutraler und beobachtender zu verhalten.

Theodor empfängt „Cameron" mit großen Ehrenbezeugungen, wird aber, da seine Erwartungen nicht in Erfüllung gehen, bald mißtrauisch.

1862. Theodor schreibt einen Brief an die Königin von England, worin er einen besondern Gesandten für sein Reich und ein Bündniß verlangt.

1863. Als er nun keine Antwort erhält, weil der Brief in England unbeachtet blieb und sogar vermißt wurde, geräth Theodor in Wuth gegen dieses Land und alle Europäer, läßt 2 Missionäre mißhandeln, den Konsul Cameron, sowie einen jungen englischen Elephantenjäger Cairn in's Gefängniß werfen, ebenso auch eine Anzahl Handwerker und Missionäre, Engländer und Deutsche. Erst

1864 vernimmt man in England alle diese Einkerkerungen und läßt indirekt für ihre Befreiung wirken.

1865. Die englische Regierung entschließt sich endlich, ein Antwortschreiben der Königin mit schönen Geschenken an Theodor abzusenden und durch einen Armenier „Rassam" überreichen zu lassen.

1866. Dieser wird vom „Negus" gut empfangen. Er entläßt die Gefangenen, welche sich freudig auf die Heimreise begeben. Jener verändert aber, infolge neuen Mißtrauens, plötzlich seinen Sinn, läßt sie zurückholen, schleppt sie nach Zaga, Gaffat und endlich auf seine Felsenfestung Magdala, wo sie bald gefesselt, bald frei herumgehen. Gleichzeitig kriegt er gegen mehrere Rebellenfürsten, verheert das Land und läßt eine Menge Gefangener umbringen, andere in den Festungen verschmachten.

1867. Theodor wird von England aufgefordert, die Gefangenen bis zum 17. August an die Küste zu liefern, widrigenfalls man zur Gewalt schreiten werde. Alles vergeblich! Man vernimmt nur hie und da dunkle Nachrichten vom mißlichen Zustand der Gefangenen.

1867, September. Die englische Regierung beschließt den Krieg gegen Abyssinien und beordert Truppen aus Ostindien, namentlich Infanterie und Cavallerie, aus England aber Artillerie und Schützen. General Robert Napier wird zum Anführer ernannt.

Oktbr. und Nov. Bei Massowa am rothen Meer und in der Bucht Ansley bei der kleinen Stadt Zulla schiffen die Truppen nach und nach aus, mit Munition und Lebensmitteln, Elephanten und Kameelen und andern Lastthieren, deren noch eine größere Menge herbeigeschafft wird. Die angelangten Truppen beziehen ein Lager, bis sie vollständig sind, bereiten sich vor, legen eine Eisenbahn von der Küste bis an die nächsten Berge an, machen die Pässe gangbar und werfen Brücken über die Ströme. Landeskundige, wie Oberst Merewether und die berühmten Afrikareisenden Rohlfs, ein Deutscher und Munzinger von Solothurn, Vizekonsul in Massowa, werden mit einigen leichten Truppen vorausgesendet, um die einzuschlagende Richtung und die Pässe zu erspähen, die Bevölkerungen und die nächsten Anführer und Fürsten, namentlich denjenigen von Tigre, „Kassa", friedlich zu stimmen u. s. w.

Ende Novemb. Die Armee, nur etwa 5000 Mann stark, bricht allmählig auf, mit 4682 Kameelen, 9793 Maulthieren, 954 Ponypferden, 4278 Packochsen, 534 Zugochsen und 530 Wagen.

Dezemb. 6. Der Vortrab erreicht durch die vielgewundenen Schluchten des Koomayleeflusses die Gegend von Senafe, wo sich die abyssinischen Hauptgebirge wie eine ungeheure Mauer bei 7—8000 Fuß hoch erheben.

Bevor wir den Kriegszug weiter begleiten, müssen wir die Bodenbeschaffenheit Abyssiniens betrachten, die äußerst merkwürdig, ja einzig in der Welt ist.

Abyssinien ist auf 3 Seiten von einem gewaltigen und breiten Gebirgsgürtel eingefaßt, welcher einen ungeheuren Bogen bildet, der sich aus der Gegend von Massowa in einer Länge von 160 bis 200 Stunden nach Süden und dort um Magdala herum wieder westlich erstreckt. — Westlich des Kammes dehnt sich die Hochebene viele Stunden weit aus und senkt sich nur allmählig gegen das Innere des Landes — Abyssinien — herab, durchfurcht von zahlreichen, tief eingeschnittenen Thälern oder vielmehr engen Felsenschluchten, in denen reißende, in der Regenzeit hochanschwellende Ströme den größern Flüssen Tacazze und Mareb zueilen, welche in nordwestlicher Richtung die Provinz Tigre durchschneiden und den Nil speisen, während mehrere süd- und westwärts sich in den Tschanasee ergießen und andere auf weiten Umwegen dem blauen und weißen Nil zuströmen. Auf der Hochebene aber erheben sich bald einzeln, bald in Gruppen, ungeheure Felskuppen, in mehreren Abstufungen, doch nicht als spitzige Rücken oder Kegel wie unsere Alpen, sondern in der Mitte abgestutzten Zuckerstöcken ähnlich, oben abgeflacht, zuweilen, doch selten von Dörfern, Kirchen und sogenannten Städten gekrönt, deren runde und spitze Strohdächer über die Felsenmauern herabschauen. Auf einem solchen Felsenkopf mit dreifachen

bei 500 Fuß hohen Stufen ist Magdala erbaut. Die höchsten dieser Gebirgsstöcke erreichen 11—12,000′. Nach Maßgabe der Höhen und des Bodens sind denn auch Klima und Produkte verschieden. Während in den Thälern, zwischen den heißen Felswänden und in den sumpfigen Tiefebenen Südfrüchte erglühen und Fieber brüten, bietet die Hochebene mildere Temperatur und die Erzeugnisse der gemäßigten Zone dar. Auf den höher ansteigenden Gebirgskuppen gewähren Weid- und Pflanzland noch immer reichliche Ausbeute, so weit nämlich der außerordentlich steinigte Boden es gestattet.

Ueber diese Hochebene nun, nahe am östlichen Rand derselben, über die Quellen und Anfänge der Ströme mit Umgehung der Tiefen, doch immerhin noch genugsame Felsenabstürze, Pässe und unwegsame Striche auf seinem Wege findend, ging der Zug des Expeditionskorps gegen das zirka 320 englische Meilen entfernte Magdala.

1868. 31. Jenner erreicht die Spitze des Zuges Addigerat, 8290′ hoch, ein Marktplatz der Abyssinier. Ruhe bis 16. Februar.

Februar 24. lagert der Zug auf den Höhen von Adabago — 9300′.

Februar 25. Zusammenkunft des Generals Napier mit dem Fürsten von Tigre, Kassa, der durch Munzinger und Major Grant eingeladen, nach vielen Zögerungen und nachdem er zuerst Gesandte geschickt hatte, aus seiner seitwärts liegenden Hauptstadt „Adowa" anlangt. Aufzüge, Geschenkaustausche und Friedensversicherungen folgen.

März 2. Napier mit seinem Corps in Antalo, 7200′, erst die Hälfte Wegs nach Magdala. Von da gehts weiter unter vielen Mühseligkeiten und Verlust von Lastthieren.

März 20. Am Ashangi-See (7500′) Lager und Kriegsrath gemeinschaftlich mit abyssinischen Häuptlingen.

März 22. Ueber die Gebirge nach Lat hinab und sodann

März 25. über den hohen Amba-Paß (10,600′) gelangt die Armee

April 2. nach Abdikon (10,000′) und

April 6. auf die Hochebene von Talanta, wo man über das Thal des Bashiloflusses hinweg in der Ferne die Festung Magdala erblickt.

April 7. Vergebliche Aufforderung Napiers an Kaiser Theodor, die Gefangenen frei zu lassen.

April 8 und 9. Das Armeekorps überschreitet mit Artillerie und Gepäck das bei 3000′ tiefe Thal des Bashilo auf Zickzackwegen, an den Felswänden hinab, über den Fluß und jenseits wieder hinauf bis an die Schlucht des Arrogé, wo ein von Theodor angelegter Weg nach Magdala hinüber führt.

April 10. Charfreitag. Die Avantgarde unter Phayre steigt über die Arroge-Schlucht und steht vor der Position Theodors. Im Hintergrund die Stadt auf den hohen Felsenstufen, rechts und links etwas näher, zwei andere mächtige, zum Theil befestigte und mit Kanonen versehene Felsenköpfe, Fallah (8850′) und Salasse (9200′), dazwischen eine muldenförmige Ebene bis an den Fuß der Felsenstadt. Hier lagern eine Menge flüchtiger Abyssinier und die kleine Kriegsmacht Theodors mit einigen Kanonen. Dieselbe stürzt sich zu Pferd und Fuß auf den zu rasch vorgedrungenen Vortrab Phayre's und bedrängt ihn sehr. Unterdessen rückt die Hauptmacht der Engländer mit den Schützen und der Bergartillerie zur Hülfe heran. Allgemeiner Angriff: durch das weittragende, sichere und verderbliche Feuer der Hinterlader erschrocken und zerschmettert, fliehen die Abyssinier nach allen Seiten und hinter die Felsenmauern Magdalas. Große Entmuthigung und Uneinigkeit unter den Führern und Pläne gegen das Leben oder die Freiheit des Negus, wie man später vernimmt.

April 12. Auf eine letzte Aufforderung und Verhandlung langen die europäischen Gefangenen, endlich von Theodor unbedingt freigelassen, im Lager glücklich an und werden freudig empfangen.

April 13. Bombardement und Eroberung Magdala's, Theodors Tod.

Als die aus 40 Reitern und einigen neugierigen Zeitungskorrespondenten bestehende Avantgarde sich Magdala nähert, sprengen plötzlich aus einem abyssinischen Reiterhaufen, der am

Fuße der Stadt postirt ist, 4 Reiter hervor, wovon der vorderste sich durch die glänzende Rüstung auszeichnet und von den Eingebornen als Kaiser erkannt wird, worauf sie unter dem angstvollen Rufe „Negus, Negus!" hinter die schützenden Felsen sich verstecken. Die kühnen Reiter nähern sich in Carriere und tummeln sich vor den Engländern herum, feuern ihre Gewehre ab und schnell wie sie gekommen, jagen sie zu den Ihrigen zurück, die sie jubelnd empfangen. Indem der ganze Vortrab, von einiger Infanterie verstärkt, weiter rückt, trifft er auf 25 Kanonen verschiedenen Kalibers, für welche die Abyssinier nicht Zeit gefunden, sie nach Magdala hinauf zu führen. Sie werden umgedreht, auf die Feinde gerichtet und abgefeuert, welche sich theils auflösen, theils nach der Stadt hinaufrennen.

Inzwischen langt General Napier mit seinem Generalstab, worunter auch fremde Offiziere und der Schweizer Munzinger sich befinden, so wie die schwere Artillerie (Armstrongkanonen) an. Letztere nehmen Position und beginnen auf 4 Punkten ein zweistündiges Bombardement, während welchem man die Rauchwolken der platzenden Granaten zwischen den Dächern Magdalas aufsteigen sieht, doch ohne weitern großen Erfolg. Es wird endlich Befehl zum Sturm gegeben. Unter dem Schutze eines anhaltenden Kleingewehrfeuers steigt die Sturmkolonne, das 45. Regiment an der Spitze, den steilen Felsenweg hinan gegen das nur etwa 5′ breite feste Thor, welches nicht eingeschossen worden und zu dessen Einsprengen keine Pulversäcke zur Stelle waren. Theodor, der mit einer Begleitung von nur noch 20 Treugebliebenen die Engländer beinahe den ganzen Tag aufgehalten hatte, vertheidigte auch mit ihnen diesen Eingang bis zum letzten Augenblicke. Endlich gelang es einer Compagnie Engländer, etwas weiter rechts die Felsen zu erklimmen und einen Eingang zu finden, und Andern, mit Leitern über schwächere Stellen der Pfahl- und Dornpalissaden zu steigen. Die Gegenwehr war eine verzweifelte. Von den Eingedrungenen wurden die tapfern Vertheidiger des Thors sämmtlich niedergeschossen und dasselbe von innen geöffnet. Ein zweites Thor wurde ohne Widerstand passiert und plötzlich befanden sich die Stürmenden vor der am Boden auf seinem Mantel liegenden Leiche Theodors, welcher soeben seinem Leben durch einen Pistolenschuß ein Ende gemacht hatte, nachdem er vergeblich seinem Leibdiener befohlen, ihm den Tod zu geben. Ein eigenthümliches Lächeln lag auf den erstarrten Zügen des Wüthrichs, welcher nach bessern Anfängen 13 Jahre lang durch Schrecken über das unglückliche Abyssinien geherrscht hatte.

Ueber die ganze, aus zerstreuten zeltartigen Häusern bestehende Stadt verbreiteten sich die Eroberer und warfen jeden Widerstand nieder, der denn auch nicht bedeutend war. Viele hundert gefesselter Gefangener (Neger), meistens Weiber und Kinder, welche in mehrern großen Gebäuden eingepfercht waren, wurden befreit, die in die Kirche geflüchteten Priester beruhigt, die beiden Gemahlinnen und der Sohn und Erbe Theodors unter englischen Schutz genommen, dagegen begreiflicher Weise auch die Schatzhäuser und Arsenale des gefallenen Fürsten geplündert. Mehrere silberne und goldene Bischofskronen und Becher, mit Juwelen besetzte Kreuze und Hirtenstäbe, kostbare Stoffe und Schmucksachen wurden gefunden, ebenso die Hauptkrone Theodors, welche der Königin Viktoria überbracht wird. Außerdem fand man englische Gewehre, Schwerter mit reichbesetzten Griffen, viele, doch schlechte Mörser, tausende von Speeren, Schilden und Säbeln. Ein scheußlicher Fund aber waren die Haufen von mehreren hundert Leichnamen von Menschen, welche Theodor in der letzten Zeit noch umgebracht, zum Theil über Felsenwände hinabgestürzt und, sofern sie noch Lebenszeichen gaben, mit Flintenschüssen von oben getödtet hatte.

Theodors Leiche wurde folgenden Tags in der Kirche zu Magdala begraben. — Wegen der zu befürchtenden Regenzeit, erfolgte nach kurzer Ruh der Befehl zum Abmarsch an die Küste zurück, welcher nach einer Truppenrevüe auf der Hochebene von Talanta am 20. April angetreten und glücklich zu Ende gebracht wurde. In England erhielten General Napier und andere Ober-Offiziere große Ehrenbezeugungen,

ersterer den Lordstitel als Belohnung; den Truppen aber wurde von ihrem General sein und der englischen Nation Lob und Dank ausgesprochen.

Friedrich der Einzige und sein Koch.

Friedrich der Einzige, der in seinen Geschäftsstunden durch die majestätische Größe seines Geistes Alles zur Ehrfurcht niederbeugte, war in den Stunden seiner Muße der liebenswürdigste, einnehmendste Gesellschafter und wußte durch die Heiterkeit seiner Stimmung auch den Geringsten zu Frohsinn und Witz zu begeistern. Einst hatte sein Mundkoch ihm eine vortreffliche Pastete vorgesetzt. Der König lobte ihn dafür, setzte aber hinzu: „Wenn Er noch viel dergleichen macht, so fürchte ich, ich versündige mich so sehr durch's Essen, daß wir beide in die Hölle fahren." — „Was thät's," erwiderte der Koch, „weiß doch die ganze Welt von uns, daß wir Beide das Feuer nicht scheuen."

Triftiger Grund.

An einem heißen Sommersonntag waren in der Predigt zwei Männer eingeschlafen, während in ihrer Nähe zwei andere so laut mit einander schwatzten, daß es der Pfarrer vernehmen konnte. Er hielt im Vortrag inne und rief den Schwätzern zu: „Redet doch nicht so laut, sonst wecket ihr eure Nachbarn."

Aus einem alten Kirchenliede.

Seele, was betrübst du dich?
Was ist dir so bang' in mir?
Hat dich Alles denn verlassen?
Steh'st du denn so ganz allein?
Kannst du nichts mit Lieb' umfassen?
Nennst du nichts auf Erden dein?
Gott bleibt dir
Für und für!
Seele, Seele zage nicht!
Fest und treu
Gott dich weih'!

Zerstreutheit.

Jemand war so zerstreut, daß er, als er seine Cigarre anbrennen wollte, sich das Streichhölzchen in den Mund steckte, die Cigarre hingegen an der Wand strich.

Aufschneiderei.

Ein Badereisender erzählte von der heißen Quelle in Karlsbad, daß das Wasser so heiß sei, daß wenn man ein Schwefelholz hineinhalte, es augenblicklich zu brennen anfange.

Passender Text.

Bei der Copulation eines Mannes, der sechs Weiber gehabt hatte und sich mit der siebenten trauen ließ, wählte der Geistliche zur Traurede folgenden Text: „Aus sechs Trübsalen hat dich der Herr errettet und in der siebenten wird dich kein Unfall treffen."

Furchsamkeit.

„Ist Ihr Pferd furchtsam?" fragte man einen Engländer, der sein Reitpferd verkaufen wollte.

„Nicht im Geringsten," antwortete er, „es hat mehrere Nächte ganz allein im Stall gestanden."

Naive Antwort.

Ein Pfarrer fragte in der Unterweisung einen Knaben: „Was haben die Israeliten in der Wüste gehabt?" Dieser antwortete: „Kaffee und Strübli."

Juristisches Examen.

Examinator. „Nun sagen Sie mir, wie pflegen Sie jene Person zu nennen, die indirekt bei der Ausführung eines Diebstahls behülflich war, dem Diebe z. B. die nöthigen Schlüssel zum Einbruch verschaffte?"

Student. „Einen Schlosser."

Der Solothurner Hochherzigkeit.

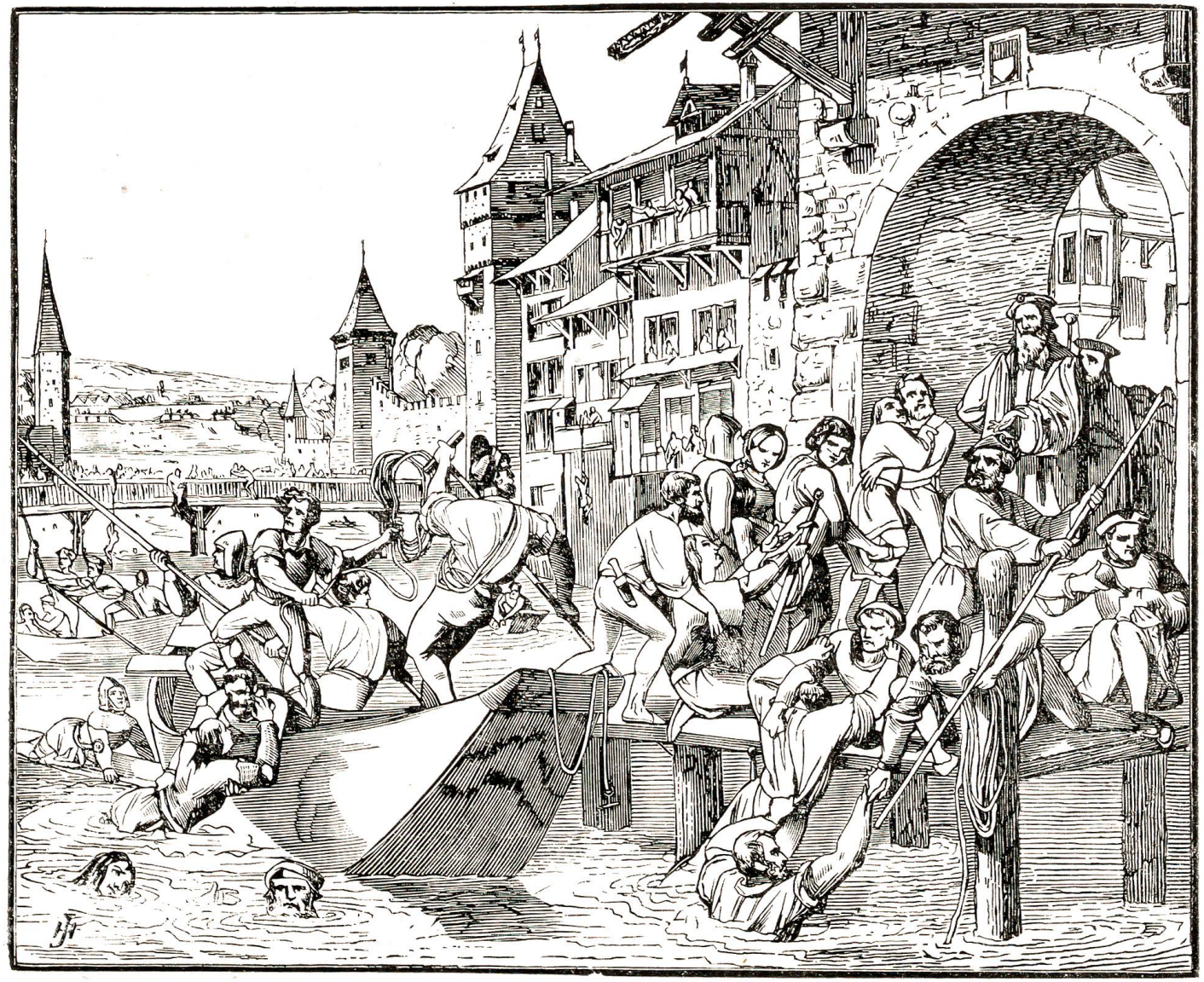
(Mit einer Abbildung.)

Durch besonders wichtige Ereignisse der Gegenwart, welche den zu Gebote stehenden Raum in Anspruch nahmen, wurde seit zwei Jahren die zusammenhängende Darstellung bedeutender Begebenheiten aus der frühern vaterländischen Geschichte unterbrochen. Der Bote nimmt jetzt dieselbe wieder auf.

Der Tod des Kaiser Heinrichs war die Quelle mehrjähriger Unruhen im deutschen Reiche Zu seinem Nachfolger wählte ein Theil der Churfürsten den Herzog Friedrich von Oesterreich, Sohn des bei Windisch ermordeten Kaiser Albrechts, der andere aber den Herzog Ludwig von Bayern. Daraus entstand ein verderblicher Krieg. In der Schweiz waren die drei Länder Uri, Schwyz und Unterwalden dem Hause Oesterreich abgeneigt und hielten zu Ludwig; Zürich hingegen und der größte Theil des schweizerischen Adels standen auf der Seite Friedrichs, welcher ohnehin durch seine vielen Besitzungen in der Schweiz stark war. Am eifrigsten kämpfte für Friedrich sein Bruder, Herzog Leopold. Er beschloß, die Länder Uri, Schwyz und Unterwalden mit Gewalt zu zwingen, seinen Bruder Friedrich als Kaiser anzuerkennen; zu diesem Zwecke wollte er sie von drei Seiten auf einmal angreifen. Wir haben nun in den frühern Jahrgängen des Hinkenden Boten gesehen, wie schlimm für den Herzog Leopold dieses Unternehmen ausfiel, wie am 15. Wintermonat 1315 er selbst, nachdem er über Zug eingedrungen war, von der tapfern Schaar der Waldstätte am Morgarten besiegt wurde, und wie am Abende des gleichen Tages auch die beiden andern von ihm entsendeten Heerhaufen, der eine in Stanzstad, der andere, unter dem Grafen von Straßberg über den Brünig eingedrungen, in Obwalden von den siegreich von Morgarten heimgekehrten Unterwaldnern und ihren Freunden aus Schwyz in die Flucht geschlagen wurden. Ungeachtet dieser erlittenen Niederlagen setzte Herzog Leopold die Feindseligkeiten gegen die drei Länder fort bis im Jahr 1318, wo er einen fünfjährigen Waffenstillstand mit ihnen abschloß. Hingegen suchte er in diesem gleichen Jahre (1318) die Stadt Solothurn, welche, wie die Waldstätte, auf der Seite Ludwigs v. Bayern stand, zu zwingen, seinen Bruder Friedrich von Oestreich als Kaiser anzuerkennen. Er lagerte sich daher mit seinem Heere oberhalb der Stadt Solothurn auf beiden Ufern der Aare, und ließ eine Brücke über den Fluß schlagen, um beide Lager zu verbinden. Dann ließ er Katzen und andere Belagerungsmaschinen errichten und fieng an, der Stadt damit zuzusetzen, doch ohne großen Erfolg. Die Solothurner vertheidigten ihre Mauern unerschrocken; auch hatten ihnen die Berner 400 Mann zu Hülfe geschickt, welche sich ebenfalls tapfer zeigten. In der That gelang es den Vertheidigern, mehrere der feindlichen Belagerungsmaschinen zu zerstören.

So lag denn Leopold 10 Wochen vor der Stadt und vermochte ihr nichts Erhebliches

Der Solothurner Hochherzigkeit.



abzugewinnen. Da ereignete sich für sein Heer ein großer Unfall. Durch außerordentliche Platzregen schwoll die Aare zu furchtbarer Größe an, mit wildem Ungestüm brauste der Strom heran. Nicht nur wurden die Belagerungswerkzeuge verdorben, sondern auch die Brücke, durch welche die beiden Lager zusammenhiengen, kam in die äußerste Gefahr, von den Fluthen weggerissen zu werden. In dieser Noth ließ Herzog Leopold die Brücken mit schweren Steinen belasten, und als dieses nicht zu genügen schien, gebot er einer großen Anzahl seiner Soldaten auf derselben zu marschiren. Allein noch immer stieg die Höhe des Wassers und seine Gewalt nahm zu. Endlich schlug mit schrecklichem Gebrause ein solcher Schwall des Wassers an die Brücke, daß alles brach. Die Joche wichen und mit fürchterlichem Krachen stürzte die Brücke zusammen. Die unglücklichen Soldaten, welche sich auf derselben befanden, wurden vom Strome weggerissen; verzweiflungsvoll klammerten sie sich an das Gebälke, oder suchten, mit dem Tode ringend, sich über dem Wasser zu erhalten. Alles wurde von den Fluthen gegen die Stadt getrieben. Von den Mauern und Thürmen sahen die Solothurner das schreckliche Ereigniß. In ihren Herzen regte sich edles und inniges Mitleid; die Feindschaft schwieg und in dem mit dem Tode kämpfenden Gegner sahen sie nur noch den leidenden Menschen und Bruder. „Auf, auf, rettet die Unglücklichen!" Dieser Ruf ertönte plötzlich durch die Stadt, und alle eilten dem Strome zu. Hacken und Stangen wurden den Daherschwimmenden dargereicht, Stricke wurden ihnen zugeworfen, mit Schiffen fuhr man, die eigene Lebensgefahr nicht achtend, in den Strom hinaus, um die vom Ufer Entfernten zu erreichen. So gelang es den Solothurnern, eine große Anzahl der in Todesnoth schwebenden Feinde zu retten. Diese wurden in der Stadt freundlich gepflegt, getrocknet, erwärmt, mit Nahrung erquickt, hernach entlassen und ohne Lösegeld in des Herzogs Lager zurückgesendet. Durch diese edle That wurde Leopold bezwungen: er konnte sich nicht entschließen, ferner noch feindselig gegen Die zu kämpfen, welche solchen Beweis von Hochherzigkeit gegeben. Ueberdieß mochte er wohl nicht ungerne eine ehrenvolle Gelegenheit gefunden haben, die Belagerung, von der er sich keinen glücklichen Erfolg versprechen konnte, aufzuheben. Er ließ den Solothurnern entbieten, eine Botschaft nach Bern zu senden, um sich über den Frieden zu besprechen; er selbst ritt mit dreißig angesehenen Rittern nach Bern. Dort wurde der Friede rasch zu Stande gebracht und Leopold zog mit seinen Kriegern von Solothurn ab.

Noch ein Examen.

Frage. „Nennen Sie mir, Herr Candidat, einige Produkte des Steinreichs."

Antwort. „Der Stein der Weisen und der Stein des Anstoßes."

Frage. „Welcher Unterschied ist zwischen beiden?"

Antwort. „Der Stein der Weisen wird stets gesucht und nicht gefunden, der Stein des Anstoßes wird stets gefunden und nie gesucht."

Der komische Steckbrief.

Aus einer Strafanstalt entsprang ein Sträfling, der an mehreren Stellen des Leibes Heftpflaster liegen hatte. Im Steckbrief

stand: „Man ersucht alle Behörden, diesen gehefteten Sträfling gebunden einzuliefern."

Ueble Angewöhnung.

Ein Student hatte sich die Redensart „Auf Cerevis!" so angewöhnt, daß sie ihm selbst, ohne daß er es wußte, entschlüpfte. Eines Sonntags hatte er eine Predigt zu halten, welche er mit den Worten eines Liedes zu schließen gedachte, die also lauteten: „Ich bin dein und du bist mein, allerliebstes Jesulein!" Der Student konnte sich aber nicht recht auf das Prädikat besinnen und flickte dafür seine Lieblingsredensart ein: „Ich bin dein und du bist mein, auf Cerevis, mein Jesulein!"

Abgefertigt.

Ein junges Mädchen wurde mit dem Betragen ihres Verlobten so unzufrieden, daß sie das Verhältniß mit ihm gänzlich auflöste. Aus Rache darüber drohte er ihre Briefe zu veröffentlichen. „Meinetwegen, antwortete sie, ich brauche mich keinestheils meiner Briefe zu schämen, außer der Adresse."

Der Phlegmatiker.

Ob ich lebe oder sterbe
Mir ist's Wurst;
Ob ich tausend Thaler erbe
Mir ist's Wurst;
Ob ich esse
Oder trinke,
Ob ich g'rad geh'
Oder hinke,
Ob ich stehe
Oder liege,
Ob ich schwimme
Oder fliege,
Ob ich träume
Oder wache,
Ob ich weine
Oder lache,
Ob ich laufe
Oder fahre,
Ob ich nobel
Oder spare,
Ob ich Geld hab'
Oder keins,
Ob ich Hans heiß'
Oder Heinz,
Ob ich Hunger
Hab', ob Durst,
Mir ist's Wurst!

Gäll, du geisch!

Ein Jäger schoß auf einen Hasen, fehlte ihn aber. Als nun derselbe davonlief, rief ihm der Jäger mit geballter Faust nach: „Gäll, du geisch!"

Verschiedene Trachten.

Eine Mutter, welche in die eingebildete Schönheit ihres verzogenen Söhnchens nicht minder verliebt war, als in ihre eigenen Reize, hielt ihrem Gatten einst das Modejournal hin und fragte: „Sieh, Männchen, was für eine Tracht wäre da für unsern Karl wohl am passendsten?" — Eine Tracht Prügel," antwortete trocken der verständige Vater.

Räthsel.

Welche Bilder darf man verehren, aber nicht aufhängen? — Die Weihbilder.

Stämpflische Buchdruckerei (G. Hünerwadel) Postgasse 44 in Bern.